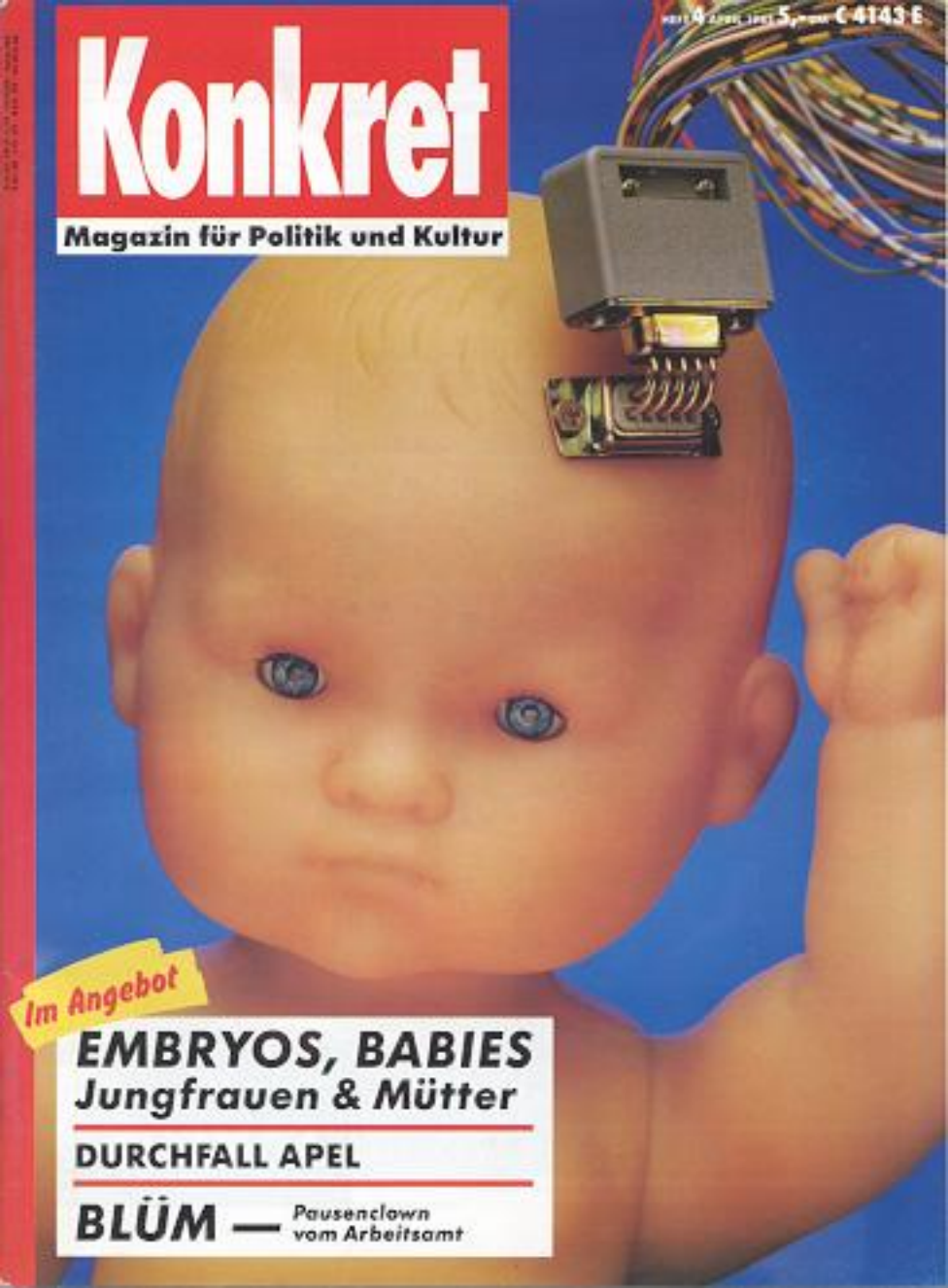
Konkret

Magazin für Politik und Kultur



Im Angebot

EMBRYOS, BABIES
Jungfrauen & Mütter

DURCHFALL APEL

BLÜM — Pausenclown vom Arbeitsamt

in konkret April 1985

von Konkret

an Konkret

Durchfall Apel von Hermann L. Gremliza

Magazin

Mit dem Schöpfungsbericht unterm Hosenträger von Wolfgang Schneider
Norbert Blüm baut den Sozialstaat um

Schnapp-Schüsse auf Rußland von Wolfgang Pohrt
Privatfotos deutscher Landser aus den Jahren 1941/42, Bildtexte aus einem Band * mit diesen Fotos und ein Kommentar von Wolfgang Pohrt zu diesen Bildern, Bildtexten und dem Umgang mit der deutschen Geschichte im Jahre 1985

Grüne, Rote & Bunte von Antje Vollmer
Grüne Politik, grünes Denken – das kommt schon lange nicht mehr im grünen Lodenmantel daher. Es fordere Auseinandersetzungen. Dazu 3 Beispiele:Antje Vollmer, Mandatsträgerin der Grünen, antwortet auf Hermann L. Gremlizas Kolumne »Nikolausi? Osterhasi!« in KONKRET l/85, in der er sich mit der Politik der Grünen auseinandergesetzt hatte

Grüne, Rote & Bunte von Wolfgang Gehrcke
Grüne Politik, grünes Denken – das kommt schon lange nicht mehr im grünen Lodenmantel daher. Es fordere Auseinandersetzungen. Dazu 3 Beispiele:Wolfgang Gehrcke, Hamburger DKP-Bezirksvorsitzender antwortet auf Ebermann/Trampert »Die Zukunft der Grünen« (Konkret Literatur Verlag)

Grüne, Rote & Bunte von Heinrich Pachel
Grüne Politik, grünes Denken – das kommt schon lange nicht mehr im grünen Lodenmantel daher. Es fordere Auseinandersetzungen. Dazu 3 Beispiele:Heinrich Pachel, Wähler und Kandidat und Mandatsträger der Grünen stellt sich Fragen und gibt sich auch gleich die passenden Antworten

Die Graumänner der BUNDESREPUBLIK und ihre Spenden von Ernst Dürnberger
Im vergangenen Jahr stürzte Karl-Friedrich Grau ab. Der Tod hatte Folgen. Grau, der über Jahre hinweg CDU wie CSU durch Spenden aus der Wirtschaft Unterstützung zukommen ließ, hatte genau Buch geführt darüber, wer wem was warum hatte zufließen lassen

Hühnern die Freiheit, Krüppeln das KZ von Lothar Sandfort, Franz Christoph
Lothar Sandfort, Behinderter, steht auf der Landesliste der Grünen in Nordrhein-Westfalen ganz oben. Franz Christoph, Behinderter, der sich 1981 Carstens mit Krückenhieben vom Leib hielt, halt gar nichts davon

Eltern - Kinder - Deutsche von Franz Lerchenmüller
Die Rede ist von Kindern: Babies, Mädchen, Jungen, Kleinkindern, Großkindern, Trostpflasterkindern, Beziehungskittkindern, Schoßhundkindern, Gänsemarschkindern, Ausbadekindern. 10,7 Millionen in der Bundesrepublik sind jünger als fünfzehn Jahre

Frischfleisch von Alexander Geringer
Geschäfte mit Embryos für Kosmetika, die auch abgeschlafften Müttern wieder junge Haut versprechen.

Ein Dollar Sturzflug von Winfried Wolf
Die mittlerweile tägliche Bekanntgabe des Dollarkurses in den Fernsehnachrichten läßt schon die Katastrophe ahnen. Die folgenlosen Interventionen der Nationalbanken unterstreichen nur die Dominanz der Spekulation und damit die Anarchie des Marktes. Der Absturz des Dollar wird die Arbeitslosenzahlen in den USA, Japan und Westeuropa gewaltig in die Höhe schnellen lassen.

Wer deckt Mengele? von Hermann G. Abmayr

Homosexuelle Suchtkultur von Günter Amendt

Mannes-Zucht von Karl Heinz Roth
Die Nazis wollten die »Homosexuellen-Frage« endgültig lösen. Durch die Verfolgung und Vernichtung der Schwulen. Aber auch durch deren therapeutische und hormonelle »Umstimmung« – wie Karl-Heinz Roth belegt. Denn der Hitler-Staat brauchte Arbeitskräfte und Soldaten

Los Lobos - Unter Wölfen von Martin Schäfer
»Sollen die doch für Reagan spielen«, maulte ein Kritiker beim Berliner Jazz-Fest und flüchtete aus dem Konzert

Die Drei-Wörter-Sprache von Günther Anders
Ein Gutachten

Ein Kubaner in New York von Miguel Barnet, Ulli Langenbrinck
Der kubanische Schriftsteller Miguel Barnet war auf Einladung der Guggenheim Stiftung in den USA. Ulli Langenbrinck befragte ihn für KONKRET

Junge Malerei in Kuba von Hans Platschek
Zwischen aktueller mondäner Formensprache und den Realitäten

Wie filmt man eine Frau? von Corinne Schelbert
Jean Luc Godard fängt gleich bei der Jungfrau Maria an

Die Grausame Frau von Tilo Rudolf Knops
Verführungen

SERGEANT WATERS von Harry Rowohlt
Eine Soldatengeschichte

Ammenmärchen über die Leihmütter von Gerhard Amendt
Zeugung ohne Sex, Kinder auf Bestellung. Machen sich Frauen jetzt selbst zu Gebärmaschinen? Freiwillig – aber ganz im Sinne des Familienministers? Wem gehört denn nun der Bauch?

Der Öko-Schmock von Georg Fülberth
Joseph Huber: Die Regenbogengesellschaft. Ökologie und Sozialpolitik, S. Fischer Verlog, Frankfurt/Main 1985, 270 Seiten, DM 28.-

Priester in Hoffnung von Rudolf Koch
Roberto Zapperi: Der schwangere Mann. Männer, Frauen und die Macht. Verlag C. H. Beck München 1984. 286 Seiten, DM 29.80

Notizen

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 04/85, S. 4

von Konkret

1. Selbst die »Hamburger-Lehrer-Zeitung«, das Zentralorgan der GEW-Hamburg, hat es gemerkt: »Zwar bestimmt das Design noch immer nicht das Bewußtsein, aber erwiesenermaßen hängt die Lesbarkeit einer Zeitung von ihrer Gestaltung ab.« Mit diesem Heft präsentiert sich KONKRET in einem neuen Lay-out, das zwar nicht harsch mit allem bricht, was vorher gemacht worden ist, aber doch deutlich neue Akzente setzt mit dem Ziel, die Qualitäten der Texte zu betonen, den Käufern und Abonnenten von KONKRET das Lesen von KONKRET zu erleichtern, ohne sie für dumm zu verkaufen. Das ist ein Balanceakt zwischen gebundenen Dissertationen – Augenschmaus gleich Null – und illustriertem Fastfood, bei dem häufig nur noch die Paginierung den Lesestoff hergibt.

2. Der Verantwortliche für das Lay-out steht im Impressum. Da stehen alle, die für und an KONKRET arbeiten. Manfred Bissinger gehört nicht mehr dazu und besonders wenig korrekt ist es, wenn die grüne Bundestagsabgeordnete Petra Kelly**,** die neuerdings nicht mehr mit dem Frauenzeichen unterschreibt, weiterhin Post an KONKRET wie folgt adressiert: »'Konkret' c/o Manfred Bissinger«. Erstens ist KONKRET nicht sogenannt und zweitens war das Sogenannte nie bei Bissinger, sondern Bissinger beim Nicht-Sogenannten. So ist es.

3. Im KONKRET 3/85 veröffentlichten wir Auszüge aus einem Gespräch zwischen der chilenischen Journalistin Monica Gonzales und einem Mitglied des Geheimdienstes der chilenischen Luftwaffe über den alltäglichen Terror der Pinochet-Junta. Das gesamte Gespräch wird in einer Broschüre dokumentiert, die das Chile Solidaritäts-Komitee in 2000 Hamburg 13, Innocentiastraße 21 zum Preise von zwei Mark (plus Porto an alle Interessierten verschickt.

4. Der Klatsch, den ja nach übereinstimmenden Bekundungen sehr vieler, keiner liest, obwohl alle so gut darüber Bescheid wissen, was sie vorgeben nicht zu lesen, wird in Spanien gelesen. Immerhin. Die Zeitschrift »egin« aus dem spanischen Baskenland faksimilierte unsere Klatschmeldung (KONKRET 2/85), in der publik gemacht wurde, daß einer der Letelier-Attentäter, Ismael Alan Acevedo, mittlerweile in der US-amerikanischen Botschaft in Madrid beschäftigt ist. Wem gerade entfallen ist, wer Orlando Letelier war, dem sei die Lektüre der Seite 14 empfohlen. Dort steht der Klatsch jetzt.

5. »Motel S« (KONKRET 12/84), die fiktive Geschichte über eine verrückt gewordene westdeutsche Fernsehanstalt nun wirklich zum allerletzten Male. Die Fotos – nicht so ganz alltägliche Szenen aus einem Badezimmer – waren natürlich nicht extra für diese Geschichte gefertigt worden. Der Fotograf, Daniel Laine hatte sie für das französische Monatsmagazin »Actuell« für eine ebenfalls fiktive Geschichte gemacht, mit der gezeigt werden sollte, was so alles in Künstlergarderoben vorkommt.

6. Soll keiner kommen und verbreiten, das anstehende Osterfest böte reichlich Langeweile. Bis dahin liegen knapp 200 Seiten KONKRET vor. Das Monatsheft und SEXUALITÄT KONKRET, herausgegeben von Volkmar Sigusch und Hermann L. Gremliza, Redaktion Ingrid Klein, ist ab 2. April an jedem Kiosk. Wenn das Machwerk für die Fastentage auch noch die externen Hürden nimmt, also den Vertrieb, stimmt das Datum sogar. Wie die Nationalsozialisten vier Millionen Homosexuelle »therapeutisch« umstimmen wollten, weil sie an allen Fronten benötigt wurden, dokumentiert dort Karl Heinz Roth (leicht gekürzter Vorabdruck ab Seite 58 in diesem

7. Der KONKRET-Beitrag zu Egon Günthers Film »Morenga« in Heft 3/85 hat einige gar nicht begeistert. Uwe Timm, Autor des Buches, hat uns auch geschrieben. Zitat:

»Harro Lichtensteiner geht davon aus, daß der WDR einen Deal gemacht habe: Der Film 'Morenga' wird um ieden Preis in Namibia gedreht, auch dann, wenn man den dort unerwünschten Autor Timm 'ausbooten' muß. Drehen vor Ort, Zensur inbegriffen. Aber das stimmt so nicht, ist also falsch. Ich habe für den WDR drei Drehbücher nach meinem Roman geschrieben. Egon Günther wurde als Regisseur gewonnen. Der hat – und das ist seine Arbeitsweise – die Drehbücher umgeschrieben. Dem habe ich zugestimmt – es ist schließlich sein Film. Diese Drehbücher wurden in Namibia eingereicht. Die Drehgenehmigung wurde schließlich erteilt. (Daß sie erteilt wurde, hat, meiner Meinung nach, einen harten ökonomischen Kern: Man wollte an der Produktion des Films verdienen, auch wenn der einem nicht gefiel.) Die Änderung von einigen politisch nicht relevanten Details wurde erbeten, z. B. der Name des von mir erfundenen Landkäufers Kleinschmidt, weil es eine gleichnamige Familie in Namibia gibt. Ich fand es auch richtig, daß man versuchte, den Film in Namibia zu drehen, schon wegen der sprachlichen Authentizität, die Menschen, die Aufständischen, sollten ihre Sprache

sprechen, das Nama und nicht irgendeine Kunstsprache, was sie abermals ihrer kulturellen Identität beraubt hätte. Natürlich immer unter der Voraussetzung, daß man in dem Film keine inhaltlichen Kompromisse macht. Und die sehe ich nicht.« No comment. Was natürlich einer ist.

Konkret 04/85, S. 5

an Konkret

STARKES STÜCK

KONKRET 3/85 »Garnitur der Zerstörung« von Bernd Sauerwein

Der Artikel soll provozieren, erreicht sein Klassenziel jedoch nicht. »Die Umweltnivellierung en gros« wird gesehen und als unabänderliches Ergebnis der industriellen Produktionsweise (des Fortschritts?) akzeptiert! Vom Aussterben bedrohte Pflanzen- und Tierarten werden als spinnerige Raritäten ausgegrenzt, wohl nach dem Motto, man kann sie ja doch nicht essen... Ja, liegt hier ein Versehen vor? Ist dies vielleicht ein Manuskript, das mit einem aus den 60er Jahren verwechselt wurde? Zudem wird der Naturschutz grob und undifferenziert in die Garnitur der Zerstörer gruppiert.

Ein starkes und freches Stück.

JÜRGEN BUHK

BERLIN

SCHWEINE IM WELTALL

KONKRET 3/85 »Stars und Stripes War« von Hermann L Gremliza

Wir haben das falsche »Schwein« geschlachtet, diese Äußerung stammt von Winston Churchill nach dem Ende des 11. Weltkriegs.

Wahr bleibt wahr: Ein Blick in die Geschichte der Aufrüstung nach 1945 muß jeden Bürger West-Europas sehr mißtrauisch gegenüber der Propaganda von einer östlichen »Vorrüstung« machen. Atombomben auf Japan 1946, die UdSSR hatte ers 1950 Atombomben. 1953 hatten die USA Atombomben-Langstreckenbomber, die UdSSR 1957. Die USA stellte 1956 Atom-U-Boote in betrieb, 1962 zog die UdSSR nach. Raketen mit Mehrfachsprengköpfen hatte der Westen bereits 1964, acht Jahre später stellte der Osten die ersten auf.

Ein wirkliches »Gleichgewicht« zwischen West und Ost hat es nach 1945 noch nie gegeben. Es war immer, abgesehen vom Sputnik-Satelliten, der Westen, der durch seine fortgeschrittene Technologie den Rüstungswettlauf auf eine neue Stufe angehoben hat und so den Osten seinerseits zur »Nachrüstung« veranlaßte. Nun ist es wieder der Westen, der die Aufrüstung des Weltraums anstrebt und die Sowjets zwingt, ihre Abwehr auszubauen.

W.-D. MUSWIECK

BARSINGHAUSEN

ALTRUIST

KONKRET 3/85 »Der heilige Marschflugkörper« von Michael Schilling

Der Mann aus Rom, der das gleiche denkt und sagt wie Ronald Reagan, nur in anderen Worten, kam als Theologe der Unterdrückung erneut nach Südamerika. Seit die Christen des südamerikanischen Kontinents die »Theologie der Befreiung« begründeten, also die Bergpredigt und das Evangelium auf die konkrete Wirklichkeit anwenden – seit dieser Zeit wird der Papst immer unruhiger. Dabei ist doch die Bibel ein radikales Buch! Die Ausführungsbestimmungen dieser Bibel werden durch die »Theologie der Befreiung« richtig angewendet. Dies kann aber die offizielle Religion nicht zulassen! Kurt Tucholsky hat einmal richtig bemerkt, als er sagte: »Die anderen haben nichts zu essen und machen sich darüber Gedanken, das kann zur Erkenntnis ihrer Lage führen: und das ist dann Marxismus; die anderen haben zu essen und machen sich keine Gedanken darüber: und das ist dann die offizielle Religion.

KARL KIRCHNER

WÜRZBURG

Die 25. Auslandsreise

Als Altruist stellt er sich dar/ Küßt hier in krauses Greisenhaar / Und dort die Kinder aller Schichten / Die ihm erreichbar / Doch mitnichten / Zeigt er vernünft'ge Perspektiven / Gut gangbare Alternativen.

Der hat Bevölkerungsprobleme / Da soll man bleiben ohne Häme?

Hat er je Hunger schon gelitten?/ Nichts geben können, wenn sie bitten? / Vorbeugen heißt's doch, / Unumstritten!

Johannes – ei, wie heißt Du doch? / Vorgestern wußte ich es noch. / Die Reisen Dein sind garnichts wert. / Küß Du nur weiter fremde Erd',/ Zumal in Ländern, wo die Armen/ Gefoltert werden, ohn' Erbarmen.

Was treibt Dich nun so schrecklich um? / Kümmer Dich lieber mal drum, / Daß selbst von Rom erstunknes Geld / Krieg führen hilft in aller Welt – / Du Theatraliker von Gottes Gnaden!

Und sowas will die Menschheit noch beraten? ! ! !

Der Mann, ein armseliger Tropf, / Ist überflüssig wie ein Kropf.

B. KANNT

NEUSTADT

WENDE

KONKRET 3/85 »Die freudlose Gasse« von Paul Parin

Paul Parin verwechselt rechte und linke Kritik an der Psychoanalyse. Über Geißler, Augstein und andere Reaktionäre brauchen wir kein Wort zu verlieren. Aber trotzdem ist die Psychoanalyse als durchaus spätbürgerliche, zumindest sehr konservative Ideologie anzusprechen.

Eine Anmaßung ist die Aussage, richtig betrieben sei die Psychoanalyse materialistisch-dialektisch. Parin sagt doch kurz vorher die Psychoanalyse mache die Grundannahme alles psychische Geschehen sei determiniert. Eben dieser »Determinismus« negiert jegliche Dialektik.

Doch was das Gravierendste ist – die überwiegende Mehrheit der seelisch Leidenden ist aus Kostengründen sowie v.a. aus Gründen mangelnder verbaler Kommunikations- und Interaktionskompetenz von der Behandlung ausgeschlossen. Dieser Sachverhalt wird sogar von den meisten Analytikern zugegeben.

Gerade aber diese Menschen leiden nicht an neurotischen Wehwehchen, für die die Psychoanalyse konzipiert wurde, sondern an Arbeitslosigkeit, Alkoholismus, Medikamentenabhängigkeiten, überzogenem Leistungsdruck am Arbeitsplatz bei gleichzeitiger Angst vor Verlust des gleichen usw. Hiergegen wären aber andere »Therapien« als die Psychoanalyse erforderlich !

PETER SCHATZ

MERZHAUSEN

Es kommt vielleicht gar nicht so darauf an, die Psychoanalyse zu beschuldigen, zu entlarven, oder ihr Unwissenschaftlichkeit nachzuweisen, sondern man muß, nachdem man sie ein wenig ins Taumeln gebracht hat, einfach den Blick von ihr abwenden, um sie ihrer Agonie zu überlassen.

Psychloanalyse?

Was soll das sein?

Kann man vergessen!

Seit Amendt die Kulturredaktion übernommen hat, kann man sich leider fast nur noch über die Langeweile ärgern, die er so wunderbar ehrlich und zynisch verbreitet. Mach nur nicht so weiter Günter!? Seine Vorgängerin im Amt brachte wenigstens etwas Verwirrung in die typisch-deutsche Verkabelung der Theorie.

BERND ZIRFAS

CÖLBE-BÜRGELN

Erfreulich klar verteidigt Paul Parin die Psychoanalyse als »großartige Errungenschaft der Aufklärung«. Und erfreulich scharf greift er deren gegenwärtige Feinde an: die »Ideologen der Gegenaufklärung«. Spießige, krankhafte aufklärungslichtscheue Konservative wüten gegen die Psychoanalyse freilich nicht erst neuerdings, sondern seitdem sie besteht, also seit etwa 90 Jahren. Einen von Paul Parin nicht erwähnten, aber meines Erachtens sehr wichtigen Grund, warum Gegenaufklärer die Psychoanalyse hassen, sah Theodor W. Adorno (1903-1969)darin: »Der Haß gegen sie ist unmittelbar eins mit dem Antisemitismus, keineswegs bloß weil Freud Jude war, sondern weil Psychoanalyse genau in jener kritischen Selbstbesinnung besteht, welche die Antisemiten in Weißglut versetzt.« Gerade hierzulande hat das ja eine

makabre Tradition. Und die wirkt bei uns als »Antisemitismus ohne Juden« fort. Offen äußert sich der in 20 Prozent der Bundesdeutschen, in weiteren 30 Prozent existiert er latent. Kein Wunder also, daß hierzulande, zumal in »Wende»Zeiten, Psychoanalyse verteufelt wird.

HANS WITTEK

LEUTKIRCH

MUTIG

KONKRET 3/85

Ihr habt's geschafft.

Es ist nichts mehr über, und das obwohl ich wirklich genug anderes zu tun habe, als KONKRET zu lesen. Und dies obwohl ihr fast hundert Seiten liefert, deren Genuß oft durch eine schon belustigende Anzahl von »Säzzfehlern« erschwert wird (Heft 3).

Lob besonders an Hermann L. Gremliza für's Vordenken, welches Nachdenken fördert und fordert.

Ich bin zwar zu faul, mich für Zeitschriftenwerbung einzusetzen, aber ihr zwingt micht dazu.

Ein Geständnis: Die Klatschseite ist hervorragend zum Einlesen.

H. SAUSMIKAT

NORDHORN

SPASTI

KONKRET 2/85: Die Seite 3

Schwer ist es wohl für die Dummheit auf Seite drei eine verständliche Begründung zu finden. Ich bin selbst seit einer längeren Zeit zu 100 % Schwerbehindert und mit der Multiplen Sklerose, an der ich leide, schon einige Jahre berentet, und so fehlt mir für einen solchen Spass jedes Verständnis, er wird nur noch geschmackloser. Die Schüler, die ich vor neun Jahren noch unterrichtete, hätten in ihrem Jargon gesagt: Spasti, dem 'se ins Gehirn geschissen ham! Die Schüler, aus einer ziemlich schwierigen gesellschaftlichen Ecke kommend, konnten nicht anders, doch KONKRET sollte schon anders können, auch um nicht an eine Ecke eines der großen Konzerne (Burda u.a.) zu stossen. Ich sehe das nicht als den Platz, den sich KONKRET gerade in den letzten Monaten geschaffen hat.

WOLF LÜDICKE

BRAUNSCHWEIG

DRESCHFLEGEL

KONKRET 3/85: »Vorhang auf: ein deutscher Beifall« – Ingolf Schulte über das »Ghetto«Stück von Sobol

Sein Blick vor die Bühne – auf den obszön empfundenen Jubel eines deutschen Publikums samt dessen Feuilleton – ermöglicht Ingolf Schulte einiges auf den Nenner zu bringen, dem so mancher nur diffuses Unwohlsein ob Sobols »Ghetto« in der Zadek-Inszenierung entgegenbrachte. Und das ist wertvoll. Doch läßt sich das so einfach lösen vom Stück selbst und seinen angelegten innerjüdischen Kontroversen? Mit dem zünftig geschwungenen Dreschflegel schlägt's sich gut, schreibt's sich leidlich, denkt's sich schlecht.

Und daß das Wichtigste zum »Stück an sich« in Schultes Artikel aus dem Buch zum Stück zitiert wurde (ohne Quellenangabe), enttäuscht neben dem Verlag, der sich um ein gutes Buch zur Auseinandersetzung mit dem Stück bemüht hat, vielleicht auch die im Buch vertretenen KONKRET-Autoren Henryk M. Broder und Eike Geisel. Also: das Buch zum Stück »Ghetto« von Joshua Sobol ist im Quadriga Verlag Berlin unterm gleichen Titel erschienen, kostet 29,80 Mark, enthält viele Dokumente, den vollständigen Stücketext sowie Beiträge von Broder, Geisel, Sobol, Zadek, Evron und manch anderem.

Ab 1. April gibt es eine Neuinszenierung des Stückes in Wien, im Mai kommt das Stadttheater Haifa zu einer Gasttournee mit dem Stück in die BRD und in Düsseldorf gibt es Ende dieses Jahres noch eine Neuinszenierung .

HARRO SCHWEIZER

QUADRIGA VERLAG

BERLIN

Herr Schulte versäumt, darauf hinzuweisen, daß sein Artikel wesentlich auf Texten beruht, die in Form von mehreren Flugschriften im Dezember 1984 und Februar 1985 anläßlich der Aufführungen von »Ghetto« durch Mitglieder der Heine-Ossietzky-Initiative, zu denen auch ich gehöre, verteilt wurden.

Aus Gründen der journalistischen Sorgfaltspflicht und intellektuellen Redlichkeit hätte Herr Schulte auf die ihm bekannten Flugschriften und die mit diesen verbundenen Aktionen hinweisen müssen, da diese einen wesentlichen Teil seiner Ausführungen vorwegnehmen, wenn auch vielleicht in anderen Formulierungen .

ELFRIEDE REINKE

HAMBURG

ABSTINENZ

KONKRET 3/8S »Vorwärts und vergessen« von Werner Heine über DGB-Nachwuchssorgen

Wenn der Artikel von Werner Heine der (Redaktions-) Weisheit letzter Schluß war, dann bleibt Euch nur anzuraten, die bisherige Abstinenz zu Gewerkschaftsfragen strikt durchzuhalten.

Heines süffisantes Fazit, dem DGB fiele »außer der Forderung nach Arbeitszeitverkürzung nichts mehr ein«, ist ebenso ignorant wie überflüssig. Für derartige Feststellungen unterhalten die bundesdeutschen Unternehmerzentralen einen ganzen Blätterwald. Nichts gegen die ansonsten schätzenswerte Polemik der KONKRET – aber bitte nicht auf »Spiegel«Niveau, bei dem sich der liberale Intellektuelle gern seine Vorurteile gegen diese entsetzlichen Massenorganisationen bestätigen läßt.

Ich habe volles Verständnis dafür, daß fortschrittliche Arbeit in den Gewerkschaften nicht von jedem Linken mit heißem Herzen verfolgt wird. Trotzdem ließe sich in einer Zeitschrift wie KONKRET Nützlicheres dazu beitragen als dieser mißlungene Remake des »Abschieds vom Proletariat«.

THOMAS MALKOWSKI

BREMEN

Zu KONKRET und Gewerkschaftsthemen insgesamt bemerkt: es gibt viel zuwenig »Gewerkschaftsartikel« in der KONKRET, aber gerade dann sollte die KONRKET nicht versuchen, dies wettzumachen über Rundumschlagsartikel mit schneller Nadel gestrickt. Dies ging in die falsche Richtung los.

CHRISTINE WOTLERSDORF

BREMEN

FORT-SCHRITT

KONKRET 3/85 »Schneller aufrechter Gang« von Gesine Strempel

Durch (fast) täglichen Langstreckenlauf wurde ich vom rauchenden, saufenden, fleischfressenden, bildzeitunglesenden sowie autofahrenden Hilfsarbeiter zum nichtrauchenden, nichttrinkenden vegetarisch lebenden, konkretlesenden sowie fahrradfahrenden Arbeitslosen.

HANS-BERND LOHSE

ELMSHORN

Konkret 04/85, S. 8

Hermann L. Gremliza

Durchfall Apel

War das eine Nacht: Der »grüne Ajatollah«, der auf keiner Friedensdemo gefehlt und sich vor das Pershing-Depot in Mutlangen gesetzt, Verstaatlichungen versprochen und Atomkraftwerke verworfen hatte, konnte den erstaunlichsten Wahlsieg sozialdemokratischer Nachkriegsgeschichte feiern. Nie und nirgends war es der SPD bis dahin gelungen, aus der Opposition direkt zur absoluten Mehrheit durchzustoßen.

Und doch wurde Lafontaine durch Apel erst richtig schön. Der Kronprinz des Weltkanzlers, der Mann der Nachwievorrüstung, der nimmermüde Warner vor Marx und Schily, dieser Hamburger Sachzwangscharakter hatte die westberliner Sozialdemokraten noch weiter heruntergebracht als Lafontaine die saarländischen hinauf. Damit auch er und seine Bonner Freunde es verstehen: Karo einfach als Grand aus der Hand, Kontra, Re und verloren.

Was machte ein langjährig passives Mitglied der Partei so fröhlich daran? Zunächst einmal: unabweisbar recht bekommen zu haben mit der Behauptung, daß Leute, die SPD wählen sollen, von einem dem Schnittmusterbogen der CDU entsprungenen Kandidaten dazu nicht optimal motiviert werden. Sodann die Bestätigung des Verdachts, die Leute hätten vor Jahren die SPD nicht wegen, sondern trotz des Kandidaten H. Schmidt gewählt. (Angesichts des Schmidt aus dem Gesäß geschnittenen Kandidaten Apel haben sie endlich den Trotz fahren lassen.) Schließlich aber die Hoffnung, daß nun die Tage der Anti-Commune in der SPD, die Zeiten der Renger, Ehrenberg, Traupe, Haack und Rappe, zu Ende gehen. Die nach 45 mit Geld und guten Worten auf die »gemeinsamen Werte« von AFL und CIA umerzogene Parteirechte, für die der blanke Bolschewismus etwa an der Linie Hauff-Voigt beginnt, findet keine Wähler mehr, nicht einmal in der Frontstadt ihrer Freiheit.

Doch genau dies soll nicht ans Licht kommen. Die Bitte der »FAZ«, aus dem Gefälle zwischen dem saarländischen und dem westberliner Resultat um Himmels Willen keine »falschen Schlüsse« zu ziehen, und das, bevor irgendeiner Zeit zu »richtigen« gehabt hätte, war fast schon rührend. Die besondere Lage der geteilten Stadt, die strahlende Persönlichkeit des E. Diepgen, die schlaffe Berliner SPD, sogar die »einseitige Medienlandschaft«, der Apel die Schuld zuwies, wurden dem Verlierer gutgeschrieben.

Die Bourgeoisie kämpft um *ihre* Sozialdemokratie, der sie die schönsten (und reichsten) Jahre ihres Lebens verdankt. Doch scheint es ihr Pech zu sein, daß alle ihre Mediengewalt (noch) nicht ausreicht, die Wähler links von der CDU gänzlich zu verblöden.

Denn was haben all die Kampagnen der Bürgerpresse und der TV-Kanalarbeiter Lueg, Obermann und Kellermeier gegen den Kandidaten Lafontaine vermocht? Die Sticheleien der westberliner Springer-Blätter über den »West-Import« Apel waren doch geradezu Sympathie-Werbung, verglichen mit dem Trommelfeuer auf den bündnisverratenden, gewaltfördernden marxistischen Demagogen von der Saar. Könnte es sein, daß die Lohnabhängigen, die Arbeitslosen, die Frauen, die Lehrlinge mehr wissen, als man ihnen beibringen wollte? Daß die jüngste Krise ein großer Lehrmeister war und der Aufschwung ein zweiter Bildungsweg? Noch nie in der Geschichte der Bundesrepublik gab es so viele Konkurse wie in den letzten Monaten, nie war die Zahl der Arbeitslosen höher. Und dort, wo es am schlimmsten steht, an der Saar, verweigert sich die Mehrheit den Stimmungskanonen der nationalen Wende?

Es sieht so aus, als hätte eine große Zahl von Leuten gemerkt, daß in diesem Wirtschaftssystem der Wurm drin ist, und wollte nun von Leuten regiert werden, die ihn knuspern hören und es sagen. Wenigstens das. Die ersatzweise Entgegennahme von Doktorhüten einer US-Universität oder die Berufung auf die Freundschaft zu hochgestellten Politikern in Washington (Kohl/ Reagan, Schmidt/Shultz) wird weniger honoriert als früher; manche gehen so weit, einige der Freunde für Völkermörder zu halten, und wünschten, daß es in California ein Nuremberg gäbe. (Hier gibt es leider keins mehr.) Nicht einmal das Abspielen des Deutschland-Lieds zum Sendeschluß, womit der Apel-Genosse und WDR-Aufseher der SPD, Hermann Heinemann, »keine Probleme« hat, auch wenn die Fußballfans in der Kurve die erste Strophe gröhlen und durchaus passend die Rechte zum Gruß heben, nicht einmal solcher Kotau vor der Reaktion wird der SPD auch nur eine Stimme bringen. Die Leute wollen – verdammte Anspruchsmentalität! – wenigstens wissen, warum und wann sie ihren Job verlieren. Wenn es nun schon mal nicht zu ändern ist. Wer es nicht wissen will, wählt wie der, der nicht arbeitslos werden kann oder glaubt, es nicht werden zu können, sowieso die Konkurrenz.

Oskar Lafontaine wird die Krisenhaftigkeit der Kapitalakkumulation so wenig ändern wie Hans Apel. Er hat es auch nicht versprochen. Und er wird nicht einmal das, was er versprochen hat, halten können. Umweltfreundliche Produktion wird an dem Tag aufgenommen, an dem sie mehr Profit abzuwerfen verspricht als umweltzerstörende – ob Hans oder Oskar regiert oder in Japan ein Spaten umfällt. Wenn Lafontaine schlau ist, und nichts spricht dagegen, dann weckt er ein paar

verschlafene Unternehmer zu der Stunde, in der mit Ökologie mehr Geld zu verdienen sein wird als mit Gift. Vielleicht fallen dabei ja auch ein paar Arbeitsplätze ab.

Was für die Bundesrepublik abfällt, ist wichtiger: Die Erkenntnis, welche Art sozialdemokratischer Politik die Opfer der Krise davon abhält, den Demagogen eines neuen Nationaloptimismus zuzulaufen. Die Schmidts und Apels haben das schon damals nicht gekonnt, als sie noch Ebert und Noske hießen.

Konkret 04/85, S. 10

Magazin

Pillenknick in der Optik

Zwischen der alten und der neuen »Enzyklika« der Bundesärztekammer (BÄK) liegen fünfzehn Jahre: 1970 war die Pille für junge Mädchen gefährlich und sollte Jugendlichen unter sechzehn Jahren überhaupt nicht verschrieben werden, 1985 ist die Pille ungefährlich und kann grundsätzlich von der ersten Regelblutung an »verordnet werden«. Vor fünfzehn Jahren gab es zu m Beispiel medizinische Bedenken, daß die Pille das Wachstum und die Fruchtbarkeit beeinträchtigen könnte. Heute wird die Pille »von Jugendlichen gut vertragen.« Damit hat die BÄK den Leiter der Abteilung für Sexualwissenschaft der Universität Frankfurt am Main, Professor Dr. med Volkmar Sigusch, links überholt, denn er hatte bereits 1973 nachgewiesen, daß die »unärztlichen Leitsätze« der BÄK medizinisch unhaltbar seien und ausschließlich moralische Grüne hätten. Diesen Grundsatzartikel hatte das »Deutsche Ärzteblatt« bei ihm bestellt, dann aber doch lieber nicht gedruckt.

Was die Wandlung der BÄK herbeigeführt hat, können wir nur vermuten: Die minderjährige Tochter des Präsidenten der BÄK ist schwanger geworden; Der Pillenabsatz ist durch massiven Einsatz von Frauengruppen gravierend zurückgegangen; Im wissenschaftlichen Beirat sitzt ein einflußreicher Vertreter d er Pharmaindustrie; Der Weiterentwicklung der »Pille für den Mann« konnte nicht endgültig entgegengewirkt werden; Die Ärzte haben Grundlagenforschung betrieben und zugelernt.

Winfried Thomsens

RADIKALAUER

Natürlich müssen die Daten geschützt werden. Und wo waren sie sicherer als bei der Polizei?

Erst verkündet das Weiße Haus: Die Sandinisten haben Kontakt zur Terroristen und Dealern. Und dann trifft sich Ortega mit Shulzt und Möllemann.

Warum will die FDP keine Arbeitsplatzgarantie? Nachher wird Bangemann schwanger und die Wirtschaft überlegt sich, ob sie überhaupt noch einen Minister einstellt.

Achter Mai, was ist denn das? Ich kenne nur Zweier mit Steuermann.

Der DFB will jetzt das Eröffnungsspiel nach Breslau vergeben.

Wann gibt's Krieg. Das steht in den Sternen.

Endlich: Golf in Äthiopien

Schuhfirmen aus den USA haben auf die Hilferufe aus Äthiopien auf ihre Weise reagiert: sie schickten 50 000 Paar Schuhe, in der Hauptsache Hochhackige und Golfschuhe. Die ägyptische Zeitung »Al Ahram« monierte dann auch, daß eine ganze Reihe westliche Firmen die Hungerkatastrophe in Äthiopien benutzt hätte, den in diesem Fall unbesteuerten Krempel den Hilfsorganisationen anzudrehen. Es kamen neben den Schuhen auch Thunfischkonserven, die ebenso überfällig waren, wie etliche Arzneimittel.

»Jugend für Helmut Kohl«

Endlich einmal schien es so, als böte sich dem WDR die Möglichkeit, sich richtig ausgewogen und abgehangen zu zeigen. Ein Initiativkreis »Jugend für Helmut Kohl« bot sich einer WDR-Jugendsendung, der »Michael-Braun-Talkshow« als Gesprächspartner an. Der WDR, dem mancherort immer noch unterstellt wird, es handele sich dabei um einen Rotfunk, zeigte sich begeistert, lud einen Vertreter der Initiative in die Show ein, Michael Braun durfte gar zum Dank für die Einladung noch den »Jugend-für-Helmut-Kohl«-Ehrenpreis, die »grosse Kanzlerbirne in Gold« überreicht bekommen,

schließlich als Zugabe gor noch den »Kleinen Michael-Braun« Bären, den man ihm aufgebunden hatte. Denn die Initiative gibt es nicht. Der Initiator kandidierte im vergangen Jahr bei den Kommunalwahlen für die Grünen. Da bekam er 92 Stimmen. Der WDR honorierte seinen Auftritt mit 500 Mark.

Missbildungen bei Kleinkindern

In zehn Vororten der mexikanischen Hauptstadt Mexiko-City mit insgesamt 53 000 Bewohnern werden seit Jahren zunehmend Mißbildungen bei Neugeborenen festgestellt. Auch Erwachsene leiden an körperlichen Gebrechen und Bluterkrankungen, deren Ursache jetzt auf Weisung der Regierung untersucht werden soll. Nach Presseberichten geben die Bewohner einer Atommülllagerstätte in unmittelbarer Nähe der Wohnorte die Schuld. Seit 15 Jahren unterhält das Nationalinstitut für Atomforschung in dem Ort Maixo ein Endlager, in dem auch radioaktive Krankenhausabfälle untergebracht werden.

»Laß meinen Kumpel in Ruhe«

Die Kinder der Enragés des Pariser Mai von 1968 machen mobil. Vor allem Jugendliche tragen in Frankreich gegenwärtig eine Anti-Rassismus-Kampagne. Mit einem Anstecker »Touche pas a mon pote« (Lass meinen Kumpel in Ruhe) wollen sie dem offenen und latenten Rassismus in Frankreich entgegentreten. Die Bewegung hat für Ende April in Paris eine große Demonstration geplant. Im Herbst sollen dann die ersten Generalstände gegen den Rassismus stattfinden.

ADOLF FEHLT

Die Führung des SS-Kameradschaftsverbandes I. Panzer-Korps Leibstandarte Adolf Hitler hat für die Zeit vom 3. bis 13. Mai ein Treffen in Nesselwang (Allgäu) angesetzt, zu dem zahlreiche ehemalige SS-Angehörige erwartet werden. Im vergangenen Jahr waren entsprechende Treffen der Traditionskameradschaft des 1. Panzerkorps in Bad Hersfeld und Bad Harzburg an massiven öffentlichen Protesten gescheitert. Jetzt wird es im Allgäu versucht. Das Treffen soll im Gasthof Krone in Nesselwang stattfinden.

Mit Söldnern gegen Zimbabwe

Die Rhodesische Veteranen-Vereinigung (RVA) in den USA wirbt Söldner für Aktionen zum Sturz der Regierung von Robert Mugabe in Zimbabwe an. Das berichtet die zimbabwische Nachrichtenagentur ZIANA. Führende Mitglieder der Veteranen-Organisation sind zwei in Kalifornien lebenden Ex-Minister des früheren Smith-Regimes.

Farbenwechsel in Südafrika

760 Südafrikaner hoben im vergangenen Jahr offiziell ihre Hautfarbe gewechselt. Die größte Gruppe stellen 518 Mischlinge, die durch einen einfachen Test zu Weissen erklärt wurden: Man steckt ihnen einen Bleistift ins Haar. Blieb der Bleistift stecken, blieben sie Mischlinge, fiel er aus dem Haar, wurden sie zu Weissen erklärt. 89 Schwarze, 14 Weisse und 58 Inder rutschten in die Klasse der Mischlinge, 54 Mischlinge wurden zu Indern und fünf Mischlinge müssen sich künftig wieder den Schwarzen zuzählen. Die restlichen der 76û wechselten zwar ebenfalls ihre Abstammung, aber für ihre fortdauernde Diskriminierung hatte das keine Folgen, weder positiv noch negativ.

Testphase

Der oberste Gerichtshof der USA hat jetzt darüber zu entscheiden, ob die Arzneimittelbehörde die Drogen testen muß, mit den in 14 US-Bundesstaaten Hinrichtungen vollzogen werden. Das Verfahren war von mehreren Todeskandidaten in Texas und Oklahoma ausgelöst worden, die daran zweifeln, daß die Todesspritzen tatsächlich so schmerzlos und human wirken, wie ihre Befürworter glauben machen wollen. Seit 1982 sind in den USA fünf zum Tode Verurteilte mit der Spritze, die eine Mischung aus Schlafmitteln und lähmungsauslösenden Medikamenten enthält, hingerichtet worden.

Wenig Glück

Insgesamt sechs Personen, die in unterschiedlichen Positionen für die Ermordung Che Guevaras am 8. Oktober 1967 in Bolivien verantwortlich waren, sind seither ums Leben gekommen:

· 1969 fand der damalige Militärdiktator Boliviens, General René Barrientos, bei einem mysteriösen Hubschrauberabsturz den Tod

· Wenige Monate später wurde der Kommandeur der bolivianischen Ranger-Einheit, die Che Guevara gefangengenommen hatte, Eberto Rojas, in Santa Cruz erschossen.

· Oberstleutnant Selich, der im Oktober '67 dem Sergeanten Mario Teron den Befehl gegeben hatte, Guevara zu erschießen, wurde 1971 von Hugo Banzer zum Innenministers gemacht, dann aber wegen der Beteiligung an einer Verschwörung zum Sturze Banzers verhaftet. Andrés Selich stolperte dann im Gefängnis auf einer Treppe und brach sich das Genick. Das wurde am 4. Mai 1973 gemeldet

· Der damalige bolivianische Geheimdienstchef, Oberst Roberto Quintanilla, fiel 1971 in Hamburg, wo er als Generalkonsulats residierte, einem Attentat zum Opfer

· Den General, der die Regierungstruppen in der Operationszonen der Guerillas kommandierte, Joaquin Zenteno Anaya, machte die Regierung zum Botschafter in Paris, wo er 1976 in eine Kugel lief.

· Mario Terán kam unter ungeklärten Umständen ums Leben.

Es leben noch der seinerzeitige Innenminister Antonio Arguedas, auf den 1968 in La Paz ein Attentat verübt wurde und der unverblümt erklärt hatte, daß Guevara auf Weisung des US-amerikanischen Geheimdienstes umgebracht worden sei. Es lebt schließlich auch noch Klaus Barbie, damaliger Berater von Barrientos, der zu dieser Zeit wieder einmal dem CIA dienlich war unter der CIA-Chiffre 14614. Nach der Ermordung Guevaras liess die US-Armee den CIA offizielle wissen, daß sich ihr Interesse an Barbie erledigt habe. Barbie sitzt in Lyon im Gefängnis.

Ziesel, Mertes, Goethe

Der ehemalige NS-Publizist Kurt Ziesel (NSDAP-Mitgliedsnummer: 685 644), Herausgeber des »Deutschland-Magazins« hat wieder einmal Schützenhilfe von einem Prominenten aus dem großen Kreis seiner einflußreichen Förderer aus Wirtschaft und Politik erholten: Staatsminister im Auswärtigen Amt. Dr. Mertes (CDU), hat auf Ziesels Nachfrage in einem offiziellen Schreiben dankbar den Gedanken aufgegriffen, das »Deutschland-Magazin« bei den Goethe-Instituten im Ausland vorzustellen. Sachbearbeiter Schönbeck durfte Ziesel mitteilen, daß »das Auswärtige Amt vorschlägt, die einzelnen Zweigstellen mit einer Werbesendung auf das Deutschland-Magazin hinzuweisen«. Um seine Hilfsbereitschaft und sein Wohlwollen für das rechtslastige Blatt zu unterstreichen, legte er dem Schreiben das Adressenverzeichnes der 135 Zweigstellen des Goethe-Instituts im Ausland bei.

Diese Ziesel-Mertes-Kumpanei hat als Adressaten auch den Außenminister. Was die Vertretung deutscher Kultur im Ausland betrifft, siebt Ziesel bei Genscher nur »Anpassung und Kapitulation vor jener linken Mafia, die unser deutsches Kulturleben mit totaler Intoleranz okkupiert hat. Die für die Kulturpolitik im Ausland zuständigen Goethe-Institute, die uns jährlich Hunderte Millionen Mark an Steuergeldern kosten, repräsentieren weiterhin statt deutscher Kultur linksradikale Unkultur. «

Primaten-Zitat

»Warum nur zehn Damen? Die Initiatoren dieses Festessens machen kein Hehl daraus, daß es sich um ein reines Herrenessen handelt. Frauen – so betont der Ostasiatische Verein in Hamburg – seien neuerdings dabei, 'um den Gesamteindruck zu lockern.' Sie werden einfach 'zu Herren ehrenhalber' erklärt. Der männliche Primat bleibe auf diese Weise erholten.« (Hamburger Abendblatt vom 2./3. März 1985)

Schlesier bedroht

Der Herausgeber, Verleger und Chefredakteur des »Schlesier« hat seine Leser – von denen es in der BRD 20 000 geben soll – um Spenden gebeten nachdem das Innerdeutsche Ministerium jetzt auf einen Schlag 375 Abonnements gekündigt hat. Das Innerdeutsche Ministerium, das noch im vergangenen Jahr des Blatt in Aussiedlereinrichtungen verteilte, hatte die Abonnements gekündigt, nachdem die Zeitung durch einen offen revanchistischen Artikel ein wenig zu sehr ins Gerede gekommen war.

Männer aufgepaßt!

Der »Bürgerbund gegen Scheidungs-Unrecht e.V.« in Bonn warnt alle Familienväter dringend davor, sich sterilisieren zu lassen, wenn sie die gewünschte Kinderzahl erreicht haben. Denn, so weiß BUR-Vorsitzender Ministerialrat Dr. Erik Hienstorfer mitzuteilen, »immer häufiger kündigen Frauen nach der Sterilisierung des Mannes die Ehe als 'zerrüttet' auf und verlassen diesen unter Mitnahme der Kinder.« Dann steht der Ärmste dumm da: Frau weg, Kinder weg – und kann nimmermehr für neuen Nachwuchs sorgen. Und weil die Bundesregierung auch für mehr deutsches Jungvolk eintritt, ist auch dieser Verein gemeinnützig.

VERITAS

Die bundesdeutschen Winzer dürfen nun fünf weitere Jahre ihren Rotweinen sogenannte »Deckrotweine« hinzusetzen, weil es ihnen, trotz verbesserter Verfahren und neuer farbkräftiger Rotweinzüchtungen noch immer nicht gelungen ist, jene dunklere Weinfarbe zu erzielen, die von den Verbrauchern so sehr gewünscht wird. Durch die ausländischen Deckrotweine funkelt der deutsche Wein erst so richtig deutsch. Man dorf annehmen, daß die ausländischen Weine aus den so leckeren Lagen Tunesiens und Marokkos stammen.

Frau bleibt Frau

Die westdeutschen Frauen bekennen sich nach einer Umfrage des Instituts für angewandte Sozialwissenschaften (Infas) heute stärker zu ihrer Geschlechterrolle als früher. Bei einer Befragung von rund 3.600 Bundesbürgerinnen Ende vergangenen Jahres, gaben nur noch 13 Prozent der Frauen an, sie würden lieber als Mann noch einmal zur Welt kommen. 1976 waren es noch 23 Prozent. Die Gründe für dieses Bekenntnis sind allerdings höchst unterschiedlich: einerseits die Wirkungen der Frauenbewegung und andererseits die christdemokratischen Wende-Akzente in der Familienpolitik mit der die traditionelle Rolle der Frau in der Familie wieder gepriesen wird. Männer dagegen wollen weiter Männer bleiben. 1984 gaben sechs Prozent an, lieber eine Frau sein zu wollen, 1976 waren es fünf Prozent.

SEXY MAGGY

Der Schriftsteller Anthony Burgess hat an Maggy Thatcher noch andere Qualitäten denn eiserne ausgemacht. In einem Beitrag für »Mail on Sunday« lobte er die Thatcher, als eine »reifere und schlankere Venus als jene von Milo.« Außerdem habe sie noch beide Arme. »Man könne sie fürchten«, schrieb der Romancier, »aber diese Furcht erhöht nur ihren Liebreiz.« Die Thatcher mit ihrem sauberen Aussehen, ihrer Autorität und Energie, stelle einen höchst explosiven sexuellen Cocktail dar: »Die aggressive Frau wecke den Masochismus, der in jedem Mann schlummert.« Trotz der Hymne auf die Venus ist ihre Popularität so niedrig wie nie zu vor. Gerade 34 Prozent der Briten erliegen noch ihrem Sex-Appeal

IXCHIC

Der westdeutsche Minister für wirtschaftliche Zusammenarbeit Warnke wird im April auch wieder einmal Guatemala heimsuchen, um, so darf vermutet werden, die voranschreitende Demokratisierung zu loben. Annette Niemeyer sprach für KONKRET mit Louisa Rodriguez, Vertreterin der guatemaltekischen Frauengruppe IXCHIC über die Zustände im Land

KONKRET: Das Militärregime in Guatemala will sich nach eigenem Bekunden zurückziehen: Lassen die Militärs in Guatemals eine Demokratisierung zu, wie es in Washington und Bonn gern unterstellt wird?

Rodriguez: Wenn Demokratie als System verstanden wird, in dem jede Frau, jeder Mann die gleiche Möglichkeit der Teilhabe hat, dann sind die Wahlen nicht als demokratisch zu bezeichnen. Beteiligen können sich nur die traditionellen Parteien. Die nichttraditionellen Linken haben keine Chance. Kandidieren wollen z.B. die Sozialdemokraten, ihre Führer sind bereits aus dem Exil zurückgekehrt und versuchen, mit anderen kleinen Parteigruppierungen in einem Wahlbündnis zusammenzugehen. Ihre Möglichkeiten sind jedoch mehr als fragwürdig, da Guatemals durch und durch militarisiert ist und die Bevölkerung einer fast totalen Kontrolle unterworfen ist. Die Menschen in Guatemala sind sicher, daß das Militär die Macht nicht abgeben wird. Wohl kann es sich mit einem zivilen Präsidenten nutzbringend dekorieren- denn davon haben die USA ihre neue massive Militärhilfe weitgehend abhängig gemacht.

Die zivilen Präsidentschaftskandidaten haben sich bereits darauf verständigt, keine Reformen anzugehen. Jorge Carpio Nicole, Kandidat des »Vereinigten nationalen Zentrums« verspricht eine »konstruktive Regierung, die nicht in der Vergangenheit rührt«, d. h. er verspricht, daß es keine Prozesse gegen Angehörige der Armee, der Todesschwadrone und anderer »Sicherheits«-Kräfte des Regimes geben wird.

KONKRET: Sie sind Vertreterin der Frauengruppe IXCHIC. Wie arbeitet die Gruppe?

Rodriguez: Unser Frauengruppe fand sich in Mexiko zusammen. Weil wir dort offen arbeiten können, haben wir in Mexiko-City auch unseren offiziellen Sitz. Die Mehrheit der Frauen von IXCHIC arbeitet jedoch in Guatemala. Es sind zumeist Landfrauen, Bäuerinnen sowie Arbeiterinnen in den Randgebieten der Hauptstadt, aber auch Lehrerinnen, Krankenschwestern – berufstätige Frauen aus der Mittelschicht also. Ziel von IXCHIC ist es, die Frauen im Lande darin zu unterstützen, für ihre Probleme eine mutige, logische und nützliche Antwort zu finden. Selbsthilfeansätze und Lösungswege im sozialen und wirtschaftlichen Bereich, in der Erziehung und der Gesundheitsversorgung .

KONKRET: Ist es gefährlich als IXCHIC-Frau zu arbeiten?

Rodriguez: Ja. Im Inland müssen wir verdeckt, in kleinen Gruppen über ein Netz von persönlichen Kontakten arbeiten. Denn wer immer sich in Guatemala für die Verbesserung der Lage der Bevölkerung einsetzt, lebt gefährlich. Offen organisiert oder kollektiv gegen die Armut zu arbeiten, bedeutet in Guatemala den Tod. Wer sich für soziale Verbesserungen engagiert wird von den äußerst konservativen Machthabern in Armee, Wirtschaft und Staatsapparat als subversive Person behandelt, zum Kommunisten erklärt und zum Abschuß freigegeben.

Konkret 04/85, S. 16

Wolfgang Schneider

Mit dem Schöpfungsbericht unterm Hosenträger

Norbert Blüm baut den Sozialstaat um

»Wenn ich den Nationalökonomen frage: Gehorche ich den ökonomischen Gesetzen, wenn ich aus der Preisgebung, Feilbietung meines Körpers an fremde Wollust Geld ziehe (...), so antwortet mir der Nationalökonom: Meinen Gesetzen handelst du nicht zuwider, aber sieh dich um, was Frau Base Moral und Base Religion sagt; meine nationalökonomische Moral und Religion hat nichts gegen dich einzuwenden, aber – wem soll ich nun mehr glauben, der Nationalökonomie oder der Moral?«

(Karl Marx, 1844)

I

»Ein Freudenhaus ist keine Einrichtung zur Übung der Sittlichkeit.«

(Norbert Blüm, 1967)

Dem christlichen Gewerkschafter, Vorsitzenden der CDU-Sozialausschüsse und Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung Norbert Blüm geschieht Unrecht. Dauernd wird er mißverstanden. Kaum jemand scheint ihn mehr so recht ernst zu nehmen. Beim Januar-Politbarometer des ZDF bildete er mit 0,1 »Beliebtheits«-Punkten das traurige Schlußlicht der CDU-Bundesriege, und Anfang Februar wurde er in Aachen gar zum 36. Ritter des Ordens »Wider den tierischen Ernst« geschlagen. Seine Gewerkschaftskollegen laufen mit merkwürdig anachronistischen Transparenten durch die Gegend: »Blüm entscheide dich für uns oder's Kapital!«, oder trampeln mit persönlichen Briefen in seiner Biographie herum: »Wir haben ihn an alte Zeiten erinnert; daran wo er hergekommen ist. (. . .) Und daß wir eigentlich aufgrund seiner christlichhumanen, familiären und gewerkschaftlichen Herkunft so etwas nicht erwartet hätten« (Rolf Petri, IGM, Mitglied des Betriebsrats bei Opel Rüsselsheim). Auch die Damen und Herren von der Opposition haben's immer noch nicht begriffen und verlangen von ihm fortwährend, was gar nicht seines Amtes ist: »Untätigkeit« hat Anke Fuchs ihm vorgeworfen, und daß seine Gesetze die Arbeitslosigkeit nicht verringern würden, darüber beklagen sich beinahe täglich ihre Parteigenossen.

Norbert Blüm kann dennoch zufrieden sein. Selbst die Empörung, mit der in den letzten Wochen auch einige seiner Freunde aus den Sozialausschüssen auf zwei seiner Vorschläge reagierten, offenbart, wie tief das allgemeine Vorurteil sitzt, er habe im Verlauf seiner politischen Karriere eine persönliche Moral ausgebildet, die ihn zum Streiter für Arbeiterinteressen prädestiniere und an die er lediglich ab und zu erinnert werden müßte. Denn das – relativ zu den bisherigen Maßnahmen seines Hauses – größte Manko dieser veröffentlichten Überlegungen bestand darin, daß er sie zur Unzeit wiederholte.

•

Wiedereinführung der Samstagsarbeit? Das hat Blüm schon im Juli 1979 gefordert. Bereits damals hat er jene skurrile Begründung formuliert – »Samstags sind die Schwimmbäder überfüllt, montags dagegen stehen sie leer« – die ihm nun, da er sie in der »Bild«Zeitung wiederholte, sogar einen derben Rüffel und einige schmerzhafte Belehrungen von einer Seite eintrug, deren Interessen er mit seinen weitreichenden Arbeitszeit-Flexibilisierungsstrategien besonders gründlich vertreten zu haben glaubte. Unter der Überschrift »Blüms Rohrkrepierer« dozierte das »Handelsblatt«: »Schon bei gegebenen Laufzeiten stoßen die Maschinen mehr aus, als verkauft werden kann. Längere Laufzeiten bedeuten für viele Branchen nur größere Überproduktion. (...) Die Arbeitszeit ist nämlich auch eine Folge der Produktionsverhältnisse.«

Nun ja, Blüm hat halt nicht Nationalökonomie, sondern u.a. Theologie studiert. Aber wenn auch das Timing seines Statements lausig war – an Kontinuität und Zweckhaftigkeit seines sozialpolitischen Programms sollte nicht gezweifelt werden. Da hat der »Spiegel« völlig recht: »Norbert Blüm ist ein prinzipientreuer Mann«.

•

Ähnliches gilt für seinen neuerdings mit Kopfschütteln aufgenommenen Vorschlag, ab 1990 das Rentenalter über die 63er oder gar 65er Marke hinauszuschieben, um dergestalt die angeblich überforderte, in Wahrheit durch den Bund geplünderte, Rentenkasse doppelt zu entlasten: durch längere Beitragsfristen und kürzere Auszahlungszeiten. In der Presse hagelte es Proteste, die sämtlich behaupten, einen Widerspruch ausmachen zu können zwischen der Blümschen Propaganda der Jahre 83/84 für einen Vorruhestand ab 59 bzw. 58 Jahren und seinem lauten Nachdenken über eine Erhöhung des Rentenalters im Februar dieses Jahres.

Dieser Widerspruch existiert nicht: Die Vorruhestandsregelung sollte von Anfang an auf wenige Jahre beschränkt bleiben (beim 59er-Vorschlag sollte sie lediglich für die Jahrgänge 1925-1929 gelten). Diese Terminierung - entsprach einerseits dem polit-strategischen Kalkül der Vorruhestandseinführung (nämlich der Torpedierung der Gewerkschafts-Forderung nach einer 35-Stunden-Woche), andererseits sowohl dem krisenkonformen Umgang mit aktuellen Arbeitsmarktentwicklungen als auch den optimistischen Annahmen über einen raschen Rückgang der Massenarbeitslosigkeit. Norbert Blüm 1983: »Die Regelungen (zur Verkürzung der Lebensarbeitszeit) könnten, wenn in späteren Jahren die Arbeitsmarktlage anders aussähe, wieder zurückgenommen werden.«

Die seitherige Verschärfung der »Arbeitsmarktlage« macht derartige Überlegungen vorläufig noch zu Makulatur. Grundsätzlich aber folgen sie – wie auch die Propagierung einer zunehmenden Abkopplung von Maschinenlaufzeit und individueller Arbeitszeit – dem zentralen Ziel der Wirtschafts- und Sozialpolitik der Bundesregierung: den Einsatz der Arbeitskraft nach Maßgabe kapitalrationaler Kriterien zu organisieren, d.h. zu verbilligen und möglichst mobil zu halten.

So konsistent die Blümsche Politik in sich ist, so unverträglich sind die Konsequenzen ihrer Durchführung mit dem ideologischen Gerüst, das sie vermeintlich trägt. Blüm steht da vor einem Problem, dem sich alle konservativen Sozialpolitiker kapitalistischer Industriegesellschaften konfrontiert sehen, nämlich: den »Kapitalismus als materialistisches Modell – kalt, wertschöpfend und nicht wertorientiert« (Blüm) oberflächlich zutreffend beschreiben, spezifische, aus diesem Befund resultierende individuelle wie gesellschaftliche Defiziterfahrungen kritisieren und konkrete Kompensationsprogramme formulieren zu können, gleichzeitig aber eine »wertschöpfungsorientierte« Politik betreiben zu müssen, die nicht nur die vorgeschlagenen Kompensationsprogramme unterläuft, sondern darüberhinaus den Bereich jener individuell/gesellschaftlichen Defiziterfahrungen erheblich ausdehnt, die zuvor am heftigsten beklagt wurden.

Entsprechend lautet die Blümsche Aufgabenstellung: Wie kann ich mit Hilfe meiner Sozialausschußrhetorik (Solidarität mit den »sozial Schwachen«; Plädoyer für die heile Welt »kleiner Gemeinschaften«: Familie, Schule, Nachbarschaft, Betrieb) eine politische Praxis begründen, die sich bemüht, das Programm des CDU-Wirtschaftsrats möglichst komplett und möglichst rasch zu verwirklichen, also den »volkswirtschaftlichen Modernisierungsprozeß« mit Perspektive auf »Effizienz, Leistung, Mobilität, Flexibilität« zu beschleunigen, ohne damit die favorisierten lobbylosen Randgruppen, Leistungsschwachen und Hilfsbedürftigen zu beuteln und ihren Einzugsbereich wesentlich zu erweitern? Ersichtlich geht das nicht zusammen.

Heiner Geißler hat daher die gleiche Aufgabe ein wenig anders formuliert: »Die Menschen sind bereitj Opfer zu bringen, aber wir müssen sie davon überzeugen, daß diese Opfer einen Sinn haben.«

II

»Praxis schafft Wahrheit.«

(Norbert Blüm, 1903)

Getragen von einer »gottbegnadeten Gelassenheit, geboren aus der Zuversicht, daß Leben nicht alles ist«, hat Norbert Blüm begonnen, ein sozialpolitisches Programm zu realisieren, von dem er zutreffend annimmt, daß es »nicht nur was mit Geld zu tun (hat), sondern auch mit der Organisation der Gesellschaft«: »Warum sollten Christen nicht mit von der Partie sein, die Welt ihren Idealen etwas näher zu bringen?« Einige Züge der Blümschen »Partie«:

1. Schon die sozialliberale Koalition hatte im Rahmen ihres *Arbeitsförderungskonsolidierungsgesetzes* 1982 versucht, durch drastische Kürzungen vor allem im Bereich der Arbeitslosenversicherung die infolge wachsender Massenarbeitslosigkeit steigenden Defizite dieses Versicherungszweiges (»Staatshaftung«!) auszugleichen. So wurden etwa

· die Anwartschaftszeiten für den Anspruch auf Arbeitslosengeld von 6 auf 12 Monate verlängert;

· die Sperrzeiten von 4 auf 8 Wochen heraufgesetzt;

· die Zumutbarkeitsbedingungen verschärft;

· der Beitragssatz zur Bundesanstalt für Arbeit heraufgesetzt;

· Kindergeld, BaföG, Mutterschaftsgeld, Wohngeld, Sozialhilfe, Arbeitslosenhilfe, Krankenversicherungsleistungen und Förderung der beruflichen Bildung zusammengestrichen.

Unmittelbar nach dem Regierungswechsel im Oktober 1982 schloß der neue Arbeitsminister mit dem *Haushaltsbegleitgesetz* 1983 dort an, wo sein sozialdemokratischer Vorgänger aufgehört hatte:

· Erhöhung der Beitragssätze zur Arbeitslosen- und Rentenversicherung;

· Verschiebung der Rentenanpassung um ein halbes Jahr;

· weitere Absenkung des Niveaus medizinischer Versorgung;

· Umstellung des BaföG auf Darlehen;

· Streichung der Gelder für Fortbildung und Rehabilitation etc.

Mit dem *Haushaltsbegleitgesetz '84* erreichte der Um- und Abbau des Sozialstaats neue Dimensionen: »Erstmals werden Lohnersatzleistungen auf breiter Front in ihrer absoluten Höhe gekürzt. Diese Kürzungen erfolgen zum einen direkt (Arbeitslosengeld, Kurzarbeitergeld, Schlechtwettergeld, Arbeitslosenhilfe, Mutterschaftsurlaubsgeld), zum anderen indirekt (Krankengeld) über die Installierung einer Beitragspflicht von Lohnersatzleistungen zur Renten- und Arbeitslosenversicherung.« Wilhelm Adamy und Johannes Steffen vom Seminar für Sozialpolitik der Uni Köln haben die »strategischen Zusammenhänge« dieser »Konsolidierungspolitik« beschrieben: »Einerseits liefert Sozialdemontage dem Abbau tariflicher Einkommen die notwendigen Voraussetzungen in Gestalt einer steigenden Differenz zwischen Lohn und Lohnersatz und damit einer massiven Verstärkung der negativen Auswirkungen von Massenarbeitslosigkeit auf die betrieblichen Arbeitsbedingungen; zum anderen scheint nunmehr endgültig der Zeitpunkt gekommen, in dem die tariflichen Einkommen nicht mehr nur einem massiven Legitimationsdruck ausgesetzt werden, sondern durch direkte Eingriffe in die Tarifautonomie begrenzt werden sollen« – die Debatte um »Null-Runden« im Öffentlichen Dienst ist dafür ein Beispiel.

2. Die seit 1980 kontinuierlich fortschreitende Reallohnsenkung begleitend bildet der Abbau arbeitsrechtlicher und betrieblicher Schutzbestimmungen folgerichtig den zweiten Schwerpunkt der Arbeit des Gewerkschafters Blüm:

•

Das neue *Arbeitszeitgesetz* schreibt nicht nur – wie schon die alte Arbeitszeitverordnung von 1938 – eine wöchentliche Arbeitszeit von 48 Stunden vor (obwohl bereits für 96 Prozent aller Beschäftigten die 40-Stunden-Woche gilt), sondern fällt mit seinen Öffnungsklauseln zur Verlängerung (Überstunden) und Flexibilisierung der Arbeitszeit auf betrieblicher Ebene deutlich hinter die nationalsozialistische Verordnung zurück. Lediglich im Durchschnitt von 12 Wochen dürfen 8 Stunden je Werktag nicht überschritten werden. »Das kann für einen Arbeitnehmer bedeuten, daß er bspw. acht Wochen lang wöchentlich 72 Stunden arbeiten muß und dann vier Wochen frei hat. In Saisonbetrieben und auf Montagestellen kann ebenfalls der 12-Stunden-Tag vereinbart werden« (»Frankfurter Rundschau«).

•

Nachtarbeitsverbote für Frauen wurden abgebaut. Gleiches gilt für Bestimmungen des Jugend- und Behindertenschutzes.

•

Das *Beschäftigungsförderungsgesetz 1985* hebelt den Kündigungsschutz aus. Nunmehr wird es den Unternehmern erlaubt sein, befristete Arbeitsverträge bis zu einer Dauer von 18 Monaten abzuschließen. An diesem Beispiel läßt sich demonstrieren, wie Arbeitsleistung auf Regierungsebene funktioniert: In einem ersten Gesetzentwurf schlägt Blüm eine Verlängerung der Vertragslaufzeiten (bisher: 6 Monate) auf 12 Monate vor. Die FDP fordert 24, die CDU/CSU-Fraktion einigt sich mit ihrem Arbeitsminister auf 18 – die Laufzeit hat sich verdreifacht. Abgestützt werden diese befristeten Arbeitsverträge durch Erleichterung und Erweiterung von »Leiharbeit«, die bis zu einem halben Jahr möglich sein soll. Damit werden die jahrelangen Bemühungen des DGB, gerade in diesem Bereich eine restriktivere Gesetzgebung durchzusetzen, ins Gegenteil verkehrt. Die Folgen dieser Aufweichung des Kündigungsschutzes sind gewollt: »Senkung des Lohnniveaus; Auflösung von Stammarbeitsplätzen (...); Erhöhung des Konkurrenzdrucks unter den auf Erwerbsarbeit Angewiesenen (...); aufgezwungene 'Mobilität'; Erschwerung gewerkschaftlicher Interessenvertretung« (vgl. »Sozialismus« 9/84).

•

Sozialpläne sind nur mehr ab einer bestimmten Zahl von Entlassungen erforderlich; bei Neugründungspleiten können sie sogar ganz entfallen.

3. Die Bilanz regierungsamtlicher Sozialpolitik, die damit nahezu Punkt für Punkt den im Sommer '83 vielbeschrieenen Forderungskatalog des ehemaligen Geschäftsführers des CDU-Wirtschaftsrats, Haimo George, erfüllte, kann sich sehen lassen:

•

Das zwischen Ende 1981 und Ende 1983 mit Hilfe von über 250 steuer- und sozialpolitischen Rechtsänderungen in Gang gesetzte Kürzungs- und Umverteilungsprogramm erreicht allein bis Ende dieses Jahres, haben Adamy/Steffen ausgerechnet, ein Netto-Volumen von mehr als 210 Milliarden DM.

•

Einschließlich derjenigen, die ihre Ansprüche auf Sozialhilfe nicht geltend machen (und daher statistisch nicht erfaßt werden) leben z.Z. in der BRD ca. 4 Millionen Menschen auf bzw. unter Sozialhilfeniveau. Zu berücksichtigen ist dabei, daß bereits 1983 das reale Niveau der Sozialhilfe-Regelsätze um 1 1/2 Prozentpunkte unter dem des Jahres 1975 lag.

- Das reale Renteneinkommensniveau fiel 1984 auf den Wert des Jahres 1977.
- Schon im Februar 1984 lagen das durchschnittlich gezahlte Arbeitslosengeld unter bzw. die durchschnittlich gezahlte Arbeitslosenhilfe knapp über dem Stand des Jahres '81.
- »Insgesamt verminderten sich die Masseneinkommen (Nettolöhne, Renten und Unterstützungen) zwischen 1979 und 1983 preisbereinigt um rund 4,5 Prozent. Der Anteil der Masseneinkommen am Sozialprodukt, der einmal bei 52 Prozent lag (1973/75), ist von 50 (1979) auf 46 Prozent (1983) gefallen.« (Memorandum '84).
- »Nach Schätzungen der Bundesregierung werden die Bruttoeinkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen bis 1988 mit einer Steigerung um knapp 52 Prozent gegenüber 1982 fast doppelt so stark zunehmen, wie die Bruttolohn- und gehaltssumme, die um lediglich 28 Prozent höher hegen wird. Bei diesen Annahmen rechnet Bonn mit einer Fortsetzung der seit 1982 in Gang gekommenen Umverteilung, die schon im vergangenen Jahr den Anteil der Löhne und Gehälter am gesamten Volksvermögen auf den Stand der 60er Jahre zurückfallen ließ« (»Frankfurter Rundschau«).

III

»Wer sich an der Macht halten will, muß dafür sorgen, daß er bei der Masse etwas gilt.«

(Norbert Blüm, 1968)

Also muß Blüm darauf achten, daß die Realitäten, die er schafft, in dem, was er über sie sagt, nicht vorkommen. Er weiß auch, wie das geht: »Es entspricht offenbar einer uralten Erfahrung, daß mit Worten Wirklichkeit gemeistert werden kann. (...) So könnte eine dogmatische Politik am leichtesten aufgebrochen werden durch eine literarische Sprache.« Ist der Kunstvorbehalt erstmal reklamiert, braucht der ehemalige Germanistikstudent bei der Darlegung seiner Sozial»philosophie« weder auf Sprache noch Logik, weder auf Hörer- noch Leserschaft irgendeine Rücksicht zu nehmen. Er beginnt daher am Anfang:

»Mache Dir die Erde untertan', das ist der Inhalt des einzig zeitlos gültigen Arbeitsvertrags« (ohne Kündigungsschutzklausel!). »Der einzige originäre Arbeitgeber ist der Schöpfer selbst. Alle anderen haben ihr Mandat nur als Lehen.« »Der Schöpfungsbericht läßt sich auch als kritisches Programm zur Humanisierung der Arbeitswelt lesen. (...) Stumpfsinnig sechstausend Schrauben in einer Schicht anzuziehen, das kann nicht gemeint sein, wenn die Bibel die Arbeiter zu Koproduzenten der Schöpfung machen will.«

Legitimiert Blüm die alte Gewerkschaftsforderung 'Arbeit für alle!' noch mit der Genesis, so leitet er seine Meinung, »die ausländischen Arbeitnehmer nicht allein zu lassen«, bereits aus dem Neuen Testament her: »Schließlich hat Jesus in Ägypten als Kind eines Gastarbeiters namens Josef gelebt.« (Ersichtlich ist die Qualität politischer Forderungen nicht unabhängig davon, wie sie jeweils begründet werden .)

Nun hat auch Blüm gelernt, daß die Historie mit den 6 (sechs!) göttlichen Schöpfungstagen nicht am Ende war – denn Objekt seines missionarischen Eifers ist der von »Universalangst, Verunsicherung, Entwurzelung« geplagte Mensch des »Industriezeitalters«. »Bis zum Mittelalter lebten Götter und Menschen in einer gemeinsamen Welt. Erst Aufklärung und industrielle Revolution (...) entrissen den Menschen der transzendentalen Geborgenheit.« Seitdem haben die Leute nur mehr Flausen im Kopf: »Die kommunale Straßen-Kehrmaschine ist eine energieaufwendige Zerstörung nachbarschaftlicher Kommunikation. Denn beim Straßenfegen sind sich früher die Nachbarn begegnet.«

Technologische Entwicklung und 'wertschöpfungsorientierte' Rationalität haben den 'modernen' Menschen mittlerweile so weit von Gott entfernt, daß Norbert Blüm keinesfalls die Hand dafür ins Fegefeuer legen möchte, die Realisierung seines Sozialprogramms würde beide einander wieder genügend nahe bringen. Also hat er sich die »ethische Gewißheit« verschafft, »daß der Mensch nicht Herr des Lebens ist« (wie sollte da die Bundesanstalt für Arbeit ...), »daß Politik nicht schaffen kann, was uns erst der liebe Gott verspricht.«

Die derart radikale Entmaterialisierung der »sozialen Frage«, die konsequente Weigerung, den Ursachen und Verursachern von Not und Unterdrückung nachzuspüren, zeitigt einen Zynismus, der klarer macht, was Blüm so treibt: »Es gibt keinen Grund für Folter. Also müssen wir nicht fragen, warum jemand gequält wird.«

Neben dem eigenwilligen Verständnis der katholischen Soziallehre bildet die Anthropologie des konservativen Philosophen Arnold Gehlen die zweite Säule der Blümschen Sozialtheorie. Gehlen, der den Menschen als ein biologisch instinktentsichertes und daher auf Lebensführung durch starke und stabile gesellschaftliche Institutionen angewiesenes

'Mängelwesen' beschrieb, wird vom Arbeitsminister der Bundesrepublik Deutschland literarisch zugerichtet: »Institutionen sind Hosenträger, damit der Mensch nicht so nackt herumläuft.«

Mit dem Schöpfungsbericht unterm Hosenträger Massenarbeitslosigkeit und -elend bewältigen zu wollen, dazu, weiß Blüm, »benötigen wir eine Moral von planetarischem Ausmaß«

Konkret 04/85, S. 21

Wolfgang Pohrt

Schnapp-Schüsse auf Rußland

Privatfotos deutscher Landser aus den Jahren 1941/42, Bildtexte aus einem Band * mit diesen Fotos und ein Kommentar von Wolfgang Pohrt zu diesen Bildern, Bildtexten und dem Umgang mit der deutschen Geschichte im Jahre 1985

Meine Herren«, munterte Goebbels drei Wochen vor der Kapitulation, am 17. April 1945 während einer Konferenz im Reichspropagandaministerium seine Kameraden auf, »in hundert Jahren wird man einen schönen Farbfilm über die schrecklichen Tage zeigen, die wir durchlebten. Möchten Sie nicht eine Rolle in diesem Film spielen? Halten Sie jetzt durch, damit die Zuschauer in hundert Jahren nicht johlen und pfeifen, wenn Sie auf der Leinwand erscheinen.«

Inzwischen steht fest, daß Goebbels Vermächtnis, sein Wort vom schönen Farbfilm über die schrecklichen Tage, als Ansporn und Verpflichtung aufgefaßt worden ist. Zwar fehlte zum großen Filmereignis die Kraft, aber dafür hat man den Mangel an Qualität durch ein Übermaß an Masse und gutem Willen kompensiert und schon nach vierzig Jahren ein multimediales Gesamtkunstwerk geliefert. Alle Sparten – Film, Funk, Fernsehen, Bühne, illustrierte Presse – sind darin verwoben zu einem engmaschigen Netz.

Ins nun schon jahrelang laufende, alle Zielgruppen ohne Streuverluste erreichende Rahmenprogramm zu den bevorstehenden Maifeierlichkeiten mit Landser-, Heimat- und U-Bootfilm (»Lilli Marleen« »Heimat«, »Das Boot«), mit Hitler-Revue, Auschwitz-Spektakel und Getto-Musical (für den SS-Mann Applaus), mit Dokumentarserien (»Der Krieg der Bomber«, »Die Vertreibung«), Talk-Shows, Direktübertragungen und Titelgeschichten gehört selbstverständlich, unabhängig vom Inhalt, durchs bloße Datum des Erscheinens, auch der Bildband, dem die auf den folgenden Seiten veröffentlichten Fotos entnommen wurden.

Sie zeigen uns den anspruchsvollen Amateur, der das damals noch überaus heikle Agfacolor-Material richtig zu belichten weiß. Wohlvertraut mit den elementaren Grundsätzen der Gestaltung, fängt er den sich in üppiger Pracht darbietenden Reichtum an ausgefallenen Motiven treffsicher ein. Die Ausbeute kann sich sehen lassen, wenngleich der Betrachter mit dem verwöhnten Geschmack vielleicht die aus dem spanischen Bürgerkrieg oder später aus dem Vietnamkrieg bekannt gewordenen friedensposterreifen Spitzenleistungen der Bildreportage vermissen wird.

Die Fotos zeigen uns also den Rußlandfeldzug als Fotosafari. Notwendigerweise verschweigen sie die Ursachen ihres Zustandekommens, vielleicht aus Rücksicht auf den potentiellen Käuferkreis, ehemaliger Ostfrontkämpfer und deren Kinder vermutlich.

Die Fakten: Am 22. Juni 1941 begannen Verbände der deutschen Wehrmacht mit einer militärischen Operation, die in der Vorbereitungsphase den ebenso aufschluß- wie beziehungsreichen Tarnnamen »Unternehmen Barbarossa« trug – war doch der Namensgeber, Schutzpatron und Patenonkel erfolgreichster Sproß jener machtgierigen Sippe, an deren Nachlaß während der Stuttgarter Staufer-Ausstellung vor fünf Jahren schon wieder Hunderttausende von Reliquienverehrern vorbeidefilierten.

Als am 8. Mai 1945, knapp vier Jahre nach Beginn, das auf den Namen des Ostlandritters und Kreuzzüglers getaufte Unternehmen mit der bedingungslosen Kapitulation des Deutschen Reiches zuende ging, waren daran rund 20 Millionen Sowjetbürger gestorben. Die »Bestien«, wie Hitler sie in einem Aufruf an die »Soldaten der Ostfront« nannte, hatten jene »gemeinsame Aktion zur Rettung des wertvollsten Kulturkontinents« nicht überlebt, von der Hitler im selben Aufruf sprach. Oder mit den Worten von Goebbels gesagt, dem die damals wie heute verbreitete Unsitte der Geburts- und Todestagsfeiern – es war gerade Mozarts 150. dran – die Gelegenheit bot, am 4. Dezember 1941 die Beweggründe für den Überfall auf die Sowjetunion in der Öffentlichkeit zu erläutern: »Seine Musik klingt allabendlich über Heimat und Front. Sie gehört mit zu dem, was unsere Soldaten gegen den wilden Ansturm des östlichen Barbarentums verteidigen. «

Nicht freilich an Dauerberieselung durch die »Kleine Nachtmusik« sind Sowjetbürger gestorben, sondern tödliche Begegnungen hatten sie beispielsweise mit der deutschen Eßkultur. Zu den Todesursachen zählte neben den bekannteren auch eine ballaststoff- und schlackenreiche Kost, für welche man damals dieselbe Schwäche, aber eine andere Verwendung besaß. Beamte des Reichsernährungsministeriums hatten eine spezielle Brotmischung ausgeknobelt, die den Kriegsgefangenen verabreicht wurde: 50 Prozent Roggenbrot, 20 Prozent Zuckerrübenschnitzel, 20 Prozent Zellmehl, 10 Prozent Strohmehl oder Laub.

Das Motiv für die Kulturmission, die Deutschland nach Barbarossas Vorbild im Osten zu vollbringen gedachte, war selbstverständlich nicht nur der begreifliche Wunsch, bei der Entwicklung von zahnfleischstärkendem und verdauungsförderndem Alternativbackwerk andere vorkosten zu lassen. Sondern es ging nach Hitler darum, »die furchtbar drohende Gefahr von unserer Heimat abzuwenden«, in der sie noch heute schwebt. »Die Heimat ehren/ hier sich wehren/ kein KKW in Wyhl/ ein Fessenheim ist schon zuviel« war vor zehn Jahren die Parole der Kaiserstühler Kernkraftgegner.

Darüber hinaus aber standen für Hitler höhere Werte auf dem Spiel: »Erfüllt von tiefster Sorge für das Dasein und die Zukunft unseres Volkes habe ich mich am 22. Juni entschlossen, den Appell an Euch zu richten, dem drohenden Angriff eines Gegners in letzter Stunde zuvorzukommen. Es war die Absicht der Machthaber des Kreml – wie wir es heute wissen – nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa zu vernichten.« Und eben deshalb, so Hitler weiter, »wird dieser Kampf – vielleicht zum ersten mal – von allen Nationen Europas als gemeinsame Aktion zur Rettung des wertvollsten Kulturkontinents angesehen.« Das Wort der Stunde, aus dem Mund eines großen Europäers, dessen Vision vom geeinigten Europa und vom gemeinsamen Markt freilich erst viele Jahre später Wirklichkeit werden sollte.

Wie der Bild-Band wahrheitsgemäß notiert, kamen »etwa 3,3 Millionen der insgesamt 5,7 Millionen sowjetischen Kriegsgefangenen im Verlauf des Zweiten Weltkriegs in deutscher Gefangenschaft um.« Die Todesursachen, die der Bildband nicht erwähnt, werden hier kurz aufgeschlüsselt, weil sie auch eine Vorstellung davon vermitteln, wie die restlichen 17 Millionen Sowjetbürger umgekommen sind. Mindestens jeder 10. in deutsche Kriegsgefangenschaft geratene Sowjetsoldat wurde exekutiert, mindestens 640.000, wahrscheinlich aber 750.000 Personen. Bereits im November 1941, fünf Monate nach Kriegsbeginn, meldete allein die mit der Heeresgruppe Süd kooperierende SS-Einsatzgruppe C 55.432 ausgeführte Exekutionen. Betroffen davon, laut SS-Buchführung: »Politische Funktionäre, durch die Wehrmacht überstellte jüdische Kriegsgefangene, Saboteure, jüdische Flintenweiber, aktive Kommunisten, jüdische Verwundete.« Dabei arbeiteten Wehrmachtsverbände und SS-Einheiten Hand in Hand, bisweilen auch hatte die Wehrmacht bereits so gründlich gemordet, daß die SS keine Opfer mehr fand.

Der Massenmord an unbewaffneten, wehrlosen Personen berief sich zwar generell auf die Lehre vom rassisch und kulturell überlegenen Herrenmenschen, im Einzelfall aber spielte nicht die Ideologie, sondern spielten ganz simple niedrige Beweggründe die dominierende Rolle. Als Himmler beispielsweise im Januar 1942 der Vorschlag unterbreitet wurde, zwecks Eindämmung einer Gelbfieberepidemie die Hälfte aller sowjetischen Kriegsgefangenen in einem bestimmten Gebiet erschießen zu lassen, war er sofort einverstanden, weil der Vorschlag neben der seuchenhygienischen auch eine ökonomische Begründung enthielt: Halbierte Gefangenenzahl würde für den Rest doppelte Rationen an Nahrung und Kleidung bedeuten, doppelte Rationen aber brauchbare Arbeitskräfte.

Der überwiegende Teil der in deutscher Gefangenschaft umgekommenen Sowjetsoldaten hat freilich nicht den vergleichsweise noch angenehmen Tod durch die Kugel gefunden, sondern er ist unter furchtbaren Qualen verhungert. Dabei ist wiederum der Zeitpunkt von Bedeutung, weil eine allgemeine katastrophale Versorgungskrise mit Nahrungsmittelmangel, zerstörten Transportwegen und am Rand des Existenzminimums vegetierender Zivilbevölkerung den Hungertod von Kriegsgefangenen zwar nicht entschuldigen, aber doch immerhin begreiflich machen kann.

Mehr als zwei Millionen der 3,3 Millionen umgekommenen Gefangenen sind jedoch verhungert zwischen dem 22. Juni 1941 und dem 1. Februar 1942, in den ersten Kriegsmonaten also, in einer Zeit, wo die deutsche Wehrmacht noch plündernd von Sieg zu Sieg eilte und es Probleme mit der Nahrungsmittelversorgung nicht gab. Damals, als sich in Deutschland die in ganz Europa zusammengeraubten Reichtümer häuften, im Dezember 1941, waren der Hunger und das Elend in verschiedenen Lagern so entsetzlich geworden, daß Maßnahmen zur Linderung des Leids beschlossen wurden, in deren Genuß freilich nicht die Gefangenen kamen, sondern das vom Mitansehenmüssen demoralisierte Wachpersonal. Es bekam »Verpflegungsaufbesserung zur Auffrischung der Stimmung«: mehr Marketenderwaren und die doppelte Ration Alkohol.

Von den Gefangenen jenes Mannschafts-Stammlagers 307, die ohne überdachte Unterkunft, ohne Decken und Pritschen in ausgehobenen Panzergräben überwintern mußten, wird berichtet, daß sie alles Laub von den Bäumen und alles Gras aufgegessen hatten.

---

* »Der Überfall«, herausgegeben vom Archiv für Kunst und Geschichte, Hoffmann und Campe, Hamburg 1984

Konkret 04/85, S. 26

Antje Vollmer

Grüne, Rote & Bunte

Grüne Politik, grünes Denken – das kommt schon lange nicht mehr im grünen Lodenmantel daher. Es fordere Auseinandersetzungen. Dazu 3 Beispiele:
Antje Vollmer, Mandatsträgerin der Grünen, antwortet auf Hermann L. Gremlizas Kolumne »Nikolausi? Osterhasi!« in KONKRET I/85, in der er sich mit der Politik der Grünen auseinandergesetzt hatte

Nun singen wir mal das alte Lied schön von vorne an: Ich weiß nicht was soll das bedeuten... bonjour tristesse. Was da unter dem verkniffen-verhunzten Titel »Nikolausi? Osterhasi« daherspaziert, ist doch die alte deutsche Matratzengruft, das schöne innere Exil.

Der Spießer des Jahres 1985 war selbstredend '68 dabei, kannte Rudi und Ulrike, jaja, und kennt heute noch die ganze überlebende Szene von der Schlacht am Tegeler Weg bis zum Kinderladen. Die spürt er heraus, die alten Gladiatoren, mit dem geschulten Blick des Voyeurs für die gebrochenen und verhinderten Helden. Heute, möchte ich mal wetten, hat er neben den Requisiten der wilden Jahre im Bücherregal, zwei Familien und zwei Frauen, beide tolerant und gelegentlich leicht angestrengt, »emanzipiert« genug, um keine Schwierigkeiten zu machen. Und dann das erlesene Kino.

Nun also Kino in Hamburg: der grüne Parteitag. Nichts Neues festgestellt: »die Jusos der 80ger Jahre sind die Grünen« und schlimmer: »die Jungsozialisten fanden keinen Weg zu den Lohnabhängigen, die Grünen suchen ihn gar nicht mehr.« Stimmt, genau, verdammt nochmal. Dabei war Hamburg noch ein grünes Glanzstück, frau könnte da manch alltägliches Beiwerk dazu tun für die Wahrheit des Satzes: »Demnach wird eine bürgerliche Partei als eine definiert werden dürfen, die an diesen, die Ordnung der Gesellschaft in oben und unten bestimmenden Verhältnissen nicht rütteln will«. Soweit so schlecht, die Grünen als sozialliberale Partei sind richtig geortet – jedenfalls in dem parlamentarischen Wind, in dem sie derzeit segeln.

Aber nun waren da doch ein paar Kleinigkeiten, da legen wir Wert drauf: z. B. gab es da wechselnde Redelisten, bei denen manche Promis per Los hinausgefeuert wurden und gleichviel Frauen zu Wort kamen. Z.B. gibt es da die Parität, die die Macht der Männer bei den Grünen schlicht halbiert hat. (Gäbe es dies bei KONKRET, es wäre wohl nicht passiert, was da vor einigen Nummern als sexistisches Titelbild durchging, ohne daß man(n) die Peinlichkeit überhaupt begriff.) Z.B. gibt es da die Rotation, die Bahros und Joschkas und Kellys und jedermensch Grenzen setzt. Das ist nicht wenig, sondern ein Hebel, der Machtstrukturen knacken und Karsten Voigts und Wolfgang Roths verhindern hilft, von ZK's ganz zu schweigen. Z. B. gab es da einige sehr kluge Abstimmungen in Hamburg. Diese Delegierten hatten einfach keine Lust auf Guillotinen.

Und noch ein Einspruch, betreffend die Grünen Wähler: »Man läßt sich nicht ungestraft von Millionen mittelmäßig erbosten SPD- und FDP-Wählern (und einer Dunkelziffer christdemokratischer Oberförster) in die Parlamente wählen«. Hier haben Sie etwas nicht mitgekriegt, Euer Ehren. Diese Wähler sind nicht schlicht Helmut-Schmidt- und Hans-Dietrich-Genscher-Vertriebene. Es knackt tiefer im Gebälk der bundesrepublikanischen Wirklichkeit. Die Grünen zählen ganze 30.000 Mitglieder/innen, sie sind zerstritten, in vielen Bereichen konzeptionslos, meinetwegen auch theorielos und kleinbürgerlich. Was treibt aber Millionen dazu, gerade diese zu wählen, während auf einen Juso und einen Studentenbewegten gerade noch eine gute Freundin kam, die allenfalls noch für den Sieg der proletarischen Klasse die Hand gehoben hätte?

Kurzum: ich bestreite, daß alles wiederkehrt. Es gibt einen Bruch, am deutlichsten registriert in den Machtetagen des Parketts, auf dem wir uns lümmeln. Dieses Wählerpotential der Grünen, zusammengetrieben aus Minderheiten, Jugendlichen, Frauen, Alten, Linken und wiederborstigen Konservativen (auch was Neues, Gott sei Dank) hat real Machtpositionen abgebaut, die nicht mehr mit Berufsverboten und Gewerkschaftsausschlüssen zu reparieren sind. Und diese Irritation der Macht ist fast unabhängig von unserem grünen Tun und Lassen.

So klar ist die Zukunft der Grünen nicht. So klar sind auch die Kräfteverhältnisse nicht, daß ihr schon prophezeit werden könnte, wer schließlich gebraten und gejagt wird. Das Schicksal der Grünen, dank Rotation und Basisdemokratie und Dezentralismus, wird nicht durch Parteisäuberungen besiegelt werden und nicht durch die Eppler-Pirouette der parteiinternen Unterwerfung. Es hat viel mehr mit den Krisen des kapitalistischen Ost-West-Systems zu tun, als mit unseren Querelen.

Das Datum, an dem wir Ebermänner und Vollmer-Frauen wieder mal von vorne anfangen werden, ist genau zu beschreiben: am Tag X, wenn die Grünen ihre selbständige Existenz zugunsten einer historisch überholten sozialdemokratischen Dauerklamotte aufgegeben hätten. Und dann hätte der Versuch sich immer noch gelohnt – zumindest für die grünen Frauen.

Konkret 04/85, S. 27

Wolfgang Gehrcke

Grüne, Rote & Bunte

Grüne Politik, grünes Denken – das kommt schon lange nicht mehr im grünen Lodenmantel daher. Es fordere Auseinandersetzungen. Dazu 3 Beispiele:
Wolfgang Gehrcke, Hamburger DKP-Bezirksvorsitzender antwortet auf Ebermann/Trampert »Die Zukunft der Grünen« (Konkret Literatur Verlag)

Es sind Zeiten, in denen ein Buch über globale Probleme, das sich nicht zuvorderst mit der möglichen Vernichtung der Menschheit durch einen Atomkrieg und den Wirkungen von Hochrüstung auf die Lebensbedingungen der Menschen befaßt, möglicherweise hinreißend sein mag, aber ein schlechtes Buch bleibt. Ebermann/Trampert schreiben schließlich nicht über Coco Chanel, sondern erheben in »Die Zukunft der Grünen« den Anspruch, »die Lage, in der sich die Gesellschaft und die Welt befindet« zu klären.

Über den Zusammenhang von Imperialismus – Krise – Rüstung schweigen sich Ebermann/Trampert aus. Das begründet ernste Zweifel an der Stimmigkeit ihrer Analysen.

Die Rüstungsindustrie verursacht weltweit bereits zwanzig Prozent aller Umweltverschmutzungen. Die fast 600 Milliarden Dollar jährlicher Rüstungsausgaben werden der Menschheit für produktive, für soziale und ökologische Zwecke entzogen. Allein acht Milliarden Dollar pro Jahr reichten aus, um die Hungernden der Welt mit Nahrung zu versorgen (obwohl das keineswegs eine Lösung des Problems Hunger wäre) und 22 Milliarden Dollar, um weltweit mit Analphabetismus und den schlimmsten Krankheiten gleichermaßen Schluß zu machen. Die sich aus der Rüstung ergebende Deformation des gesamten Produktivkraftsystems wird daran deutlich, daß weltweit gut die Hälfte aller Wissenschaftler/innen mit Rüstungsforschung und -technologie beschäftigt ist – eine beispiellose Pervertierung und Verschwendung geistiger und materieller Ressourcen. Derartige Zusammenhänge sind natürlich auch Ebermann/Trampert bekannt (?). Daß sie sie nur am Rande streifen, geschieht nicht aus Unkenntnis, sondern gehört zu ihrer politischen Strategie.

Die Analyse der Ursachen von Rüstung und Krieg nämlich hätte ihre Absicht, den Nachweis zu erbringen, daß sich Kapitalismus und Sozialismus noch nicht einmal mehr formal unterscheiden, noch mehr erschwert.

Diese politische Entscheidung aber führt Ebermann/Trampert zu selektiver Wahrnehmung und willkürlicher Gewichtung globaler Probleme. Aus ihr entstehen argumentative Nöte und Brüche. Sie manövrieren sich in die mißliche Situation hinein, vor einer besetzten Toilette von einem Fuß auf den anderen treten zu müssen, weil der erstrebte Platz bereits besetzt ist. Aus dieser Verklemmung heraus wird der reale Sozialismus in einer Fußnote erledigt. Die verdient, da sie gewissermaßen ein Schlußstein in dem gesamten Gedankengebäude ist, zitiert zu werden: »Wir verwenden den Begriff kapitalistische Industrieproduktion hinsichtlich der daraus erwachsenden ökologischen Folgen und der Anpassung der Arbeiter an den technischen Arbeitsprozeß für die westliche Marktwirtschaft und das realsozialistische Wirtschaftssystem gleichermaßen«. So leichtfertig, rasch, problemlos entsteht ökosozialistische Konvergenztheorie und auf die Linie dieser Auffassung entschließen sich die Autoren, die »stoffliche Struktur der gesellschaftlichen Produktion fundamental anzugreifen«. Hier liegt auch ihr wichtigster Bruch mit marxistischen Sichtweisen. Sie erklären sich zwar für die Überwindung des Privateigentums an Produktionsmitteln relativieren aber ihre Position durch Aussagen, daß die »juristische Veränderung der Eigentumsform irrelevant und langweilig« sei. Im Gegensatz zu Ebermann/Trampert ist diese Frage für Flick/Thyssen eine hoch relevante und spannende, wenn man die juristische Veränderungen als Widerspiegelung gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse werten.

Nun ist eine Veränderung der Eigentumsverhältnisse allein noch keine hinreichende Strategie, mit den von Ebermann/Trampert beschriebenen globalen Problemen fertig zu werden. Von Marxisten wird keineswegs bestritten oder sollte bestritten werden, daß der Sozialismus noch über kein eigenständiges Produktivkraftsystem verfügt, das er nur im Lauf eines längeren historischen Prozesses hervorzubringen vermag. Eine Aussage der sowjetischen Zukunftsforschers Bestushew-Lada mag das bekräftigen und zugleich Auskunft darüber geben, wie rege in den sozialistischen Ländern über solche Fragen diskutiert wird: »Der Sozialismus bietet keineswegs automatisch Sicherheit, sondern nur die Möglichkeit, Mißbräuche und Fehlentwicklungen zu verhindern. Im Kapitalismus, wo der Profit regiert, gibt es allerdings nicht einmal diese Möglichkeit... Die Menschheit hat keine andere Wahl, als ihre Lebensweise zu ändern. Die Frage ist nur, wie schnell wir die richtigen Antworten auf die Probleme finden, welchen Preis wir zu zahlen bereit sind. Dieser Prozeß hat schon begonnen.«

Die Entgegensetzung der Eigentumsverhältnisse zur stofflichen Seite der Produktion führt nicht nur geradewegs in die grüne Konvergenztheorie, sondern läßt Staats- und Machtfragen zur Bedeutungslosigkeit verblassen und degradiert die Millionen tatsächlicher Produzenten zu mehr oder weniger willenlosen Anhängseln von Maschinen. Das werfen Ebermann/Trampert berechtigt undifferenzierten »Wachstumsfetischisten« vor – und das reproduzieren sie in ökosozialistischem Gewand.

Wo ist der Ansatz zu finden, um das Verhältnis von Gesellschaft und Natur in einer Weise zu ändern, die eine Produktion im Sinne sozialer und ökologischer Erfordernisse und Bedürfnisse möglich macht? Beim Objekt (Natur), bei den Mitteln des Einwirkens auf die Natur (Technik) oder beim tätigen Subjekt (Gesellschaft)? Offenkundig müssen sich die notwendigen Veränderungen zunächst auf das handelnde Subjekt richten, da kein Arbeitsmittel, auch nicht das modernste, sich ohne menschliche Arbeit in Bewegung setzt. Die Wiederholung dieser Binsenweisheit ist notwendig, weil sie widerlegt, daß »Technik schon Herrschaft« sei, eine These Marcuses, auf die Ebermann/Trampert zurückgreifen.

Ebenso, wie es unbestreitbar ist, daß Demütigungen und kurzsichtige Fehlentwicklungen bereits in bestimmten Technologien angelegt sind, sollte es auch unbestritten sein, daß sich die Effektivität eines Produktivkraftsystems nicht in ersten Linie an der Technik, sondern an der Entfaltung der Hauptproduktivkraft Mensch bemißt. Die Deformation dieser Hauptproduktivkraft zu beseitigen, heißt zunächst die Ausbeutung abzuschaffen, das private Eigentum an Produktionsmitteln und mit ihm die politische und geistige Herrschaft der Bourgeoisie. Deshalb sollte die Frage nach den Eigentumsverhältnissen und deren politischem/juristischem Ausdruck nicht nur für die derzeitigen Besitzer von Produktionsmitteln eine relevante und spannende sein, sondern könnte gut und gerne zum nicht nur sonntäglichen Nervenkitzel aller Linken werden.

Ein »realistisches Konzept für eine radikale Partei« wollten Ebermann/Trampert vorlegen. Aber wie realistisch ist eine Strategie, die weder ihren Hauptgegner noch ihre Bündnispartner zu benennen weiß? Die auf die Beschreibung des gesellschaftlichen Ziels und der Etappen, die zu ihm führen verzichtet? Wie radikal ist eine Partei, die die Überwindung des privaten Eigentums an Produktionsmitteln an den Rand drängt, ihre Konzepte aus sozialdemokratischen Reformvorhaben der siebziger Jahre entlehnt (Qualität des Lebens, Blauer Himmel über der Ruhr) und auf Positionen zur Überlebensfrage Krieg - Frieden verzichtet? Eine solche Strategie ist so radikal und realistisch daß sie der jener »Öko-Reformisten« in der SPD gleicht, vor deren Umarmung Ebermann/Trampert die Grünen bewahren wollen.

Wird das ein Gedränge bei der »Göttin der Mitte« (Bahro) geben, der Ebermann und Trampert ja bereits auf grünen Bundeskongressen ihre ökosozialistische Unschuld geopfert haben.

Wie fragte noch der Verkäufer beim Schlachter um die Ecke: »Darf's ein paar Gramm weniger oder mehr sein?« Was doch so ein paar Gramm weniger, scheibchenweise am Marxismus abgeschnitten, auf die Dauer bedeuten können. Dann liebe ein paar Gramm mehr.

Konkret 04/85, S. 28

Heinrich Pachel

Grüne, Rote & Bunte

Grüne Politik, grünes Denken – das kommt schon lange nicht mehr im grünen Lodenmantel daher. Es fordere Auseinandersetzungen. Dazu 3 Beispiele:
Heinrich Pachel, Wähler und Kandidat und Mandatsträger der Grünen stellt sich Fragen und gibt sich auch gleich die passenden Antworten

Liebe Freundinnen, liebe Freunde, wir haben eine fünfstündige Debatte gehört, und ich selber bin im Augenblick äußerst verwirrt. Ich meine, daß wir jetzt noch mal grundsätzlich darüber diskutieren sollten, wie wir mit diesen Anträgen verfahren. Ich selber bin ein ganz einfacher Wähler der Grünen. Ich bin Kandidat der Grünen, ich bin Mandatsträger der Grünen. Ich bis das Beispiel dafür, was ein Grüner in sich an Widersprüchen aushalten kann, in meinem Kopf.

Manchmal frage ich mich: Was würdest Du an meiner Stelle machen? Aber das hilft mir dann auch nicht weiter. Wenn wir hier – und ich werde mich der Auseinandersetzung nicht entziehen – wenn wir hier über diesen Antrag abstimmen, dann meine ich, dann kommen wir an die Leistungsgrenze dessen, was wir aushalten können. Wir wollen diese Gesellschaft ganz anders. Wir hier – wenige Kilometer von Bergedorf, mitten im geistigen Archipel Oggersheim, in der Hans-Wurst-Republik, mit Hans-Wurst Kohl, mit Franz-Wurst Strauß und Hans-Wurst rich Genscher, von Schleswig-Holstein bis Baden-Württemberg, – und ich meine, Freundinnen und Freunde, ohne daß ich weiter oder noch einmal polarisieren will: wir brauchen ein Motto, ein Schlagwort.

Vielleicht lassen sich die beiden Anträge so zusammenfassen, daß sie insgesamt mit dem Unversöhnlichen, mit dem Unvereinbaren wieder versöhnen. Denn, da liegt das Problem: wo der Barzel das Moos holt, liegt der Kohl begraben. Und es wäre ein schöner Zustand, wenn nach der Prophezeihung von Lenin wir soweit kommen, daß die Putzfrau den Staat führt und Kohl die Schuhe putzt, oder daß die Putzfrau mehr Kohle kriegt bzw. Kohl die Platte putzt. Und ich sage das auch mit Hinblick: Es sind nicht immer die äußeren Mißstände, es ist oft auch die innere Einstellung. Marx hat gesagt: Es kömmt nicht darauf an, die Welt zu verändern, sondern es kömmt darauf an, anders zu wählen.

Ich komme aus Köln, aus der Schädelbasisgruppe Köln-Nippes im Dachverband Kölner Kampfkaninchen im Bundesverein westdeutscher Weltverbesserer und Besserwisser. Neulich haben sie in Köln die Hundesteuer erhöht, da hat eine alte Rentnerin durchgedreht: Erst hat sie ihren Mops erwürgt, ins Klo gesteckt und abgespült, und dann ist sie selbst zum Sozialamt gegangen. Das hat in der Zeitung gestanden, und das hat mir zu Denken gegeben.

Wir wollen keine Kernenergie. Aber, ohne Kernenergie – und das ist ja auch gesagt worden – was machen die Unternehmer, wenn die Grünen die Macht übernehmen? Sie verschieben ihr Geld ins Ausland. Sie ziehen in die Schweiz, sie nehmen die Reparaturanleitung mit. Ohne Kernenergie gibt es keine Vollbeschäftigung, und ohne Vollbeschäftigung gibt es keine Lebensqualität, und ohne Lebensqualität gibt es keine Diäten, und ohne Diäten gibt es keinen sozialen Frieden, und ohne sozialen Frieden gibt es keine Kernenergie. Und das sage ich nicht nur aus innerer Überzeugung, sondern das sag ich auch aus Öffentlichkeitsarbeit heraus. Und wir haben es ja in Hessen gesehen – die Frage wird sich noch klären bei der Abstimmung im Haushalt – : Kernkraft oder Knete? Oder, wie Börner es ausgedrückt hat bei denjenigen, die aus den alternativen Betrieben vor die grünen Büros kamen, die arbeitslosen Sozialarbeiter und Lehrer, denen hat Börner ganz klar die Entscheidung auf den Weg mitgegeben: Wollt ihr strahlen oder frieren?

Und dann nützt es nichts, Freundinnen und Freunde, wenn wir sagen, wir lehnen das Uran ab, weil es eine Zerfallszeit von mehreren 1000 Jahren hat und ziehen Joghurt vor, denn es hat das Zerfallsdatum von einer Woche. Das ist doch die Kunst: gegen Kernenergie sein, im Parlament dafür stimmen und trotzdem die inneren Vorbehalte aufrechterhalten können! Da vollzieht sich der qualitative Sprung in der Karriere eines Politikers, der Saltomortale in die Unbestechlichkeit und Unflätigkeit der Immunität.

Und da reicht es nicht aus, sage ich, wenn man von Börner zurückkommt und spricht wie die Kölner doof Nuß: »Da bin ich von dr Dampfwalz überfahre worden. Wat war ich platt!« Denn es gilt für uns die alte Taktik der Sozialdemokraten: wer zum Schulterklopfen ausholt und nur die Wade trifft der sollte lieber gleich die Füße küssen.

Freundinnen und Freunde, es gibt Entscheidungen – und damit meine ich die vor uns stehenden Anträge – es gibt Entscheidungen, denen geht es ähnlich wie der Gestaltung einer Tagesordnung: die sind so schwierig, daß sie nur auf demokratischem Wege gelöst werden können. Wir haben die Bauernkriege verloren; wir haben die Revolution von 1848 verloren, wir haben die Revolution 1918/19 verloren; wir haben 1933 verloren; wir haben den Wiederaufbau in die Restauration nach 1945 verloren; wir haben die Fußballweltmeisterschaft verloren. Du weißt es, woran es liegt, Rudi; ich weiß es auch, nur *die* wissen es nicht!

Wir wollen keine Panik, wir wollen Politik. Wir fordern Selbstbestimmung für Euch. Kämpfen, Freundinnen und Freunde, kämpfen! Kämpfen bis zum Umfallen! Es geht doch darum: Wie können wir den Wolf sattmachen, ohne daß die Geiß geschlachtet wird? Und ich sage Euch folgendes: Ein Parlament ohne Korruption ist wie Dallas ohne Dienstag.

Und da frage ich mich: wie lange können wir unseren Zustand vor uns eigentlich noch verheimlichen? Auch in mir prallen die Gegensätze hart aufeinander. Aber da gebe ich nicht einfach Ruhe, da klage ich nicht, da protestiere ich. Das erfordert allerdings harte Disziplin, eine eiserne Disziplin, eine Selbstdisziplin. Da sage ich mir jeden Morgen nach dem Zähneputzen, vor dem Kaffee: Ich kann, ich will, ich muß! Ich kann, ich will, ich muß!

Und wir werden noch ganz andere Probleme haben, wo sich das, was wir hier erleben, was sich abspielt im Prozeß der Verameisung, Verarmung und Vereinsamung des Menschen, noch niedriger ansehen wird, wenn wir bedenken, was mit uns geplant wird: Irrenhaus und Stacheldraht da, da, da; wulle wulle, Disneyland, da. da, da; Bambus, Bimbus, Butterberg. Ich muß auch an mich denken. Und bevor die wieder hingehen und rufen: »Brot für die Welt« oder: »Waffen für El Salvador,« da rufe ich: »Blootlwosch für Kölle!«

Vorstehender Text ist die leicht gekürzt Rede Pachels auf der 7. Bundesversammlung der Grünen

Konkret 04/85, S. 30

Ernst Dürnberger

Die Graumänner der BUNDESREPUBLIK und ihre Spenden

Im vergangenen Jahr stürzte Karl-Friedrich Grau ab. Der Tod hatte Folgen. Grau, der über Jahre hinweg CDU wie CSU durch Spenden aus der Wirtschaft Unterstützung zukommen ließ, hatte genau Buch geführt darüber, wer wem was warum hatte zufließen lassen

»Seit Jahren wird die Öffentlichkeit durch Berichte über Korruptionsfälle der verschiedensten Art beunruhigt. Denn die echte Korruption ist verabscheuungswürdig und verdient schärfste Wachsamkeit.

Sicherlich erfüllen die Hüter der staatlichen Ordnung nach bestem Wissen und Gewissen ihre Pflicht, wenn sie bemüht sind, ohne Ansehen der Person durch Einsatz der Staatsautorität für Sauberkeit und Wohlverhalten in allen Bereichen unseres öffentlichen Lebens zu sorgen, und sicherlich sind die Gerichte bei der Erfüllung ihrer Aufgabe, 'im Namen des Volkes' Recht zu sprechen, ernsthaft bestrebt, der Wirtschaft, der Beamtenschaft und der Öffentlichkeit deutlich zu machen, was gestattet und nicht gestattet ist. Dennoch stehen wir vor der Tatsache, daß bestimmte Urteile ein lebhaftes Für und Wider und teilweise sogar eine heftige Kritik nicht nur der Betroffenen, sondern der öffentlichen Meinung ausgelöst haben. Ist diese Kritik berechtigt?

Der Verfasser hofft nicht nur einen Beitrag zur Versachlichung der oft demagogisch geführten Auseinandersetzungen, sondern auch zur Durchleuchtung einer verfassungsbedingten Situation zu leisten, deren Konsequenzen weltbekannte Firmen und angesehene Persönlichkeiten aus Staat und Wirtschaft in das Rampenlicht einer teilweise diffamierfreudigen Berichterstattung gezogen haben. «

Ein ganzes Buch wurde es, was da zur Versachlichung und zur Ehrenrettung der Staats- und Wirtschaftspersönlichkeiten schon 1961 unter dem Titel »Feindschaft oder Vertrauen zwischen Staat und Wirtschaft? « verfaßt worden ist. Der Autor hatte Kompetenz: Dr. Heinz Burneleit, Direktor der Daimler Benz AG, ist nicht nur Theoretiker, sondern auch Praktiker. Was man bisher über das aktive Mitglied der rechtsextremen Deutschlandstiftung nur gemunkelt hatte, läßt sich nun Dank der pingeligen Buchführung eines anderen Deutschlandstifters beweisen: Karl-Friedrich Grau, Mitbegründer der Deutschland-Stiftung und vieler anderer Rechts-Gesellschaften, der sich am 4. September letzten Jahres als Untersuchungshäftling nachts aus dem zweiten Stock des Luxemburger Zentralkrankenhauses wg. Flucht abseilen wollte. Den Absturz überlebte der 63jährige nicht.

Ein Tod, der Linke und Rechte in mehr oder weniger heimlicher Freude hätte vereinen können: Froh die Linken, weil sie einen äußerst unerfreulichen Gegner verloren, froh die Rechten in Partei- und Unternehmens-Vorständen, weil sie einen gefährlichen Mitwisser loswaren. Doch es blieb nur eine halbe Freude: Ein Teil der Hinterlassenschaft Graus, die Buchhaltung-. und Korrespondenzordner seiner »Studiengesellschaft für Staatspolitische Öffentlichkeitsarbeit e.V.« verschwanden aus dem Frankfurter Büro. Teile der Dokumente tauchten an verschiedenen Stellen auf. Auch in der KONKRET-Redaktion. Darunter auch etliche Seiten, die Dr. Heinz Burneleit als Praktiker zeigen.

Am 29. November 1966 schrieb Burneleit zusammen mit seinem Kollegen Dr. Rothansl an Grau: »Wir freuen uns, Ihnen mitteilen zu können, daß sich unser Haus auch in diesem Jahr entschlossen hat, Ihre Arbeit durch eine Zuwendung in der Höhe des Vorjahres, d.h. mit DM 10.000.- zu unterstützen. Darüberhinaus erhalten Sie einen weiteren Betrag von DM 5.000.- = DM 15.000.-.... Mit vorzüglicher Hochachtung Daimler - Benz Aktiengesellschaft.« In die Gänge gebracht hatte die Spendenfreudigkeit ein Bettelbrief Graus vom 18.10. 1966 an den Vorstand der Daimler Benz AG, in dem er sich als der natürliche Bündnispartner der Stuttgarter Top-Kapitalisten anbot: »Wir arbeiten seit einiger Zeit mit einer ganzen Reihe von Fachleuten an der Verbreitung von Maßnahmen, die ein roll-back der bisherigen gewerkschaftlichen Mitbestimmung ermöglichen und eine von den Gewerkschaften angestrebte Einführung und Erweiterung der allgemeinen paritätischen Mitbestimmung verhindern sollen.«

Grau konnte damals noch nicht ahnen, wie sehr er das Wohlwollen der Stuttgarter würde genießen dürfen. Meist von Burneleit, manchmal aber auch von dessen Vorgesetzten Dr. Joachim Zahn und Dr. Hanns Martin Schleyer abgezeichnet, gingen in unregelmäßigen Abständen Überweisungen in der Größenordnung von 2.500 bis 30.000 Mark bei ihm ein. Nach den KONKRET vorliegenden Unterlagen insgesamt 200.000 Mark-zwischen Dezember '64 und Dezember '79. Natürlich setzte die Daimler Benz AG die Zahlungen an Grau als steuerbegünstigte Spenden ab. Meist liefen sie über den »Stifterverband für die deutsche Wissenschaft« in Essen. Der Verband mit dem Leitspruch »maecenates voco« (»Ich rufe die Spender«) im Briefkopf beschaffte nicht nur Doktorentitel ehrenhalber für Aufsichtsräte, sondern sollte auch ausschließlich gemeinnützige Zwecke verfolgen: »Der Stifterverband hat sich die Förderung der Wissenschaft und Technik in Forschung und Lehre und die Förderung des wissenschaftlichen und technischen Nachwuchses zur Aufgabe gestellt. Diesem Zweck dienen auch Maßnahmen, die geeignet sind die Öffentlichkeit zur Förderung von Wissenschaft und Technik

anzuregen.« Und wie bedankte sich Karl Friedrich Grau bei Zahn und Schleyer am 14. September 1972 für eine solche Spende »zur Förderung der Wissenschaft und Technik«? »Ihre finanzielle Hilfe erleichtert uns die Aufgabe, den linksradikalen Strömungen und der kommunistischen Infiltration in Gesellschaft und Wirtschaft entgegenzuwirken. «

Als ob es solcher Klarstellungen bedurft hätte. Die Spitzenfunktionäre des damals noch Daimler-Benz dominierenden Flickkonzerns wußten nur zu genau, wen sie mit KarlFriedrich Grau und seiner Studiengesellschaft für Staatspolitische Öffentlichkeit e.V. finanzierten.

Sein politisches Geschäft beginnt Karl-Friedrich Grau, Jahrgang 1922, im bayerischen Amorbach mit der Gründung seiner »Studiengesellschaft für Staatspolitische Öffentlichkeit e.V.«, die am 21. August 1957 unter dem Aktenzeichen St. Nr. 11/ Üb 1367 vom Finanzamt als gemeinnützig anerkannt wurde. Mitbegründer waren auch das ehemalige SS-Mitglied und der Mitinitiator der Spiegel-Affäre Friedrich August von der Heydte (CSU), Artur Missbach (CDU), einst im NS-Reichswirtschaftsministerium zuständig »für den Einsatz der Herren der Wirtschaft in den besetzten Gebieten«, der spätere bayerische Ministerpräsident Alfons Goppel und der langjährige CDU-Bundestagsabgeordnete Karl-Heinz Vogt . Am 15. Februar 1966 nahm Karl-Friedrich Grau an der Gründung der rechtsradikalen Deutschland-Stiftung des Kurt Ziesel teil. Mit den Jahren vergrößerte sich die Grau-Studiengesellschaft: alles was rechtsaußen einen etablierten Namen hatte oder noch bekommen wollte trat bei: Theodor Oberländer, von 1953-60 Vertriebenenminister, in der DDR wegen Kriegsverbrechen zu lebenslanger Haft verurteilt, der antisemitische Rassentheoretiker Bolko Freiherr von Richthofen, Otto von Habsburg, Bundesminister a.D. von Merkatz. Bereits Ende der 60iger Jahre hatte sich die Studiengesellschaft soweit konsolidiert, daß sie offen als CDU/CSU-Keulenriege aktiv werden konnte. So attackierte sie in einem »offenen Brief« an Henri Nannen die »Stern«-Enthüllungen über die Nazi-Vergangenheit von Lübke und Oberländer als »Frechheit«. In einer Veröffentlichung beantwortete Grau die Frage »Sind Kommunisten nicht auch Menschen?« damit, daß diese viel schlimmer als Menschenfresser seien. Doch die Hoch-Zeit für Grau und Co. kam 1972, als das Rechtskartell alles in Bewegung setzt, um die verhaßte SPD/FDP-Regierung so schnell wie möglich loszuwerden. Grau, mittlerweile auch CDU-Mitglied, faßte in die Vollen: Unter dem Titel »Aktion nüchterner Bürger in der Gesellschaft für konstruktive Politik« schaltete er in mehreren Zeitungen Annoncen mit dem Text »Lieber Rainer Barzel, als reiner Korn-Brandt«. Die Zweigstelle Nord der Studiengesellschaft vertrieb ein Flugblatt der Deutschen Bürgerinitiative, in dem es heißt: »Wer Brandt wählt... wählt Deutschlands Untergang! ... wählt Bolschewismus! Wer Brandt wählt ist gegen das Grundgesetz. « Herausgeber war Manfred Roeder, damals noch CDU-Mitglied, inzwischen als Rechtsterrorist verurteilt.

Nach der Niederlage bei den Bundestagswahlen setzte Grau ganz offen auf eine neue Harzburger Front. Kurz vor den Wahlen zum Hessischen Landtag 1974 traf sich Grau in einer Frankfurter Villa mit 20 NPD-Mitgliedern, um sie davon zu überzeugen, daß »die NPD ihre Ziele nur in der CDU verwirklichen könne.« Doch die NPDler beeindruckte die Offerte nicht, sie störten sich an »CDU-Linken« wie Blüm und Katzer. Grau auf diesen Einwand: »Es gibt viele bei uns, die diese Leute am liebsten vergiften würden.« Mitglied bei »uns«, der Hessen-CDU und der Studiengesellschaft, waren damals auch Alfred Dregger und die CDU-Größen Herbert Hupka, Werner Marx und Carl Otto Lenz.

Grau hatte sich mit seiner Offerte an die NPD erwischen lassen, man nahm ihm, zumindest öffentlich, sein Vorgehen übel, ein »Bruch mit Grau« wurde inszeniert. Dregger, Goppel und einige andere CDU-Führer traten aus der Studiengesellschaft aus, und Grau selber mußte die CDU verlassen – nur wenig später wurde er allerdings für einige Jahre CSU-Mitglied. Alles Theaterdonner: Noch 1978 führte der Briefbogen der »Studiengesellschaft« folgende CDU/CSU-Bundestagsabgeordnete als »Kuratorismusmitglieder« auf: Dr. Walter Becher (Pullach), Sprecher der Sudetendeutschen Landsmannschaft; Ferdinand Tillmann, Unternehmer und Mitglied der Sepp-Herberger-Stiftung, sowie Carl-Dieter Spranger, heute als Parlamentarischer Staatssekretär im Bundesinnenministerium für den Verfassungsschutz zuständig.

Doch nicht so ganz allein gelassen, werkelte Grau weiter an der braun-schwarzen Front, machte mit bei den Strauß-Bewunderern von der Aktion 4. Partei – gemeinsam mit Michael Kühnen und dem Rassismus-Ideologen Jürgen Rieger, fälschte er Juso-Aufkleber (»Lieber die Russen in Heilbronn, als Strauß in Bonn – Jungsozialisten in der SPD«) und propagierte den Aufbau von freikorpsähnlichen Trupps, da Justiz und Polizei mit den Staatsfeinden nicht mehr anständig fertig würden. Grau, der sich inzwischen in Interlaken eine Dependance geschaffen hatte: »Wir haben Namen und Adressen von Sozis, Kommunisten und Gewerkschaftern im Panzerschrank in der Schweiz.«

Alles keine Geheimnisse, denn Grau handelte öffentlich. Seine von nur wenigen Publizisten gravierender als »Skandälchen« empfundenen Hetzereien und Intrigen gingen durch die Presse. Wer es wissen wollte, konnte wissen, wer Karl-Friedrich Grau mit seiner Studiengesellschaft war: Da brauchte ein extrem rechtsgwirkter Daimler-Benz-Direktor wie Dr. Heinz Burneleit keine Winkelzüge in den Vorstandszimmern in Untertürkheim zu inszenieren, um unter Vorwänden Geld bei den honorigen Vorständlern wie Zahn und Schleyer lockerzumachen. Schleyer, Zahn und Burneleit waren keine Einzeltäter.

Die KONKRET vorliegenden Teile der Hinterlassenschaft Graus beweisen: Sie haben alle gezahlt. Eine - unvollständige - Aufstellung

Dr. Hans von Becker

Dr. O.G. Pirkham

DEUTSCHE BANK

11.500 Mark

Hauptansprechpartner waren hier Dr. Hans von Becker und Dr. O. G. Pirkham, der sich am 22. Dezember 1965 bei Grau bedankte: »Sie hatten die Freundlichkeit, mir das Buch 'Europa – Großmacht oder Schlachtfeld' von Dr. Otto von Habsburg zuzusenden. Ich bin Ihnen für die Aufmerksamkeit sehr zu Dank verpflichtet und werde das Buch mit großem Interesse lesen.«

Jürgen Ponto

Karl Friedrich Hagenmüller

DRESDNER BANK

24.500 Mark

1968 bedankte sich Grau für Spenden bei dem »sehr geehrten Herrn Direktor Ponto«. Stütze dieser Spenden-Kontinuität war Karl Friedrich Hagenmüller, seit 1967 Vorstandsmitglied der Dresdner Bank, daneben Aufsichtsrat des Bankenversicherungsvereins, der Rowenta-Werke usw. usf.

Egon Overbeck

MANNESMANN AG

11.000 Mark

Bei dem Düsseldorfer Metallunternehmen hatte Grau im Vorstandsvorsitzenden Egon Overbeck einen besonders nahestehenden Förderer. Von 1965 bis 1980 reicht ihre Korrespondenz. Am 12. Oktober 1971 bedankte sich Grau in einem Schreiben an Overbeck, daß dieser ihm den Kontakt zu Herrn Reifenhäuser von der gleichnamigen KG hergestellt hat, »der uns nach umfassender Unterrichtung durch mich, eine erfreuliche Spende zugesagt hat«. Am 27. August 1979 vermittelte Overbeck der Studiengesellschaft den Zugang zu einem der reichsten bundesdeutschen Privatunternehmer: »Sie wollten gern eine Empfehlung an die Herren Haniel und Curtius. Ich habe beide Herren heute wissen lassen, daß ich ihnen dankbar wäre, wenn sie Sie empfangen würden.« Mannesmann-Vorstand Overbeck hatte genug Möglichkeiten, für Grau »Verbindungen« zu den Spendenkassen der Großunternehmen herzustellen: Er sitzt u.a. im Aufsichtsrat von Allianz, Bertelsmann und Siemens, ist Mitglied in dem reaktionären Elite-Klüngel »Mars und Merkur« (Mars für Offizier und Merkur für hohe Position in der Wirtschaft) und im Kuratorium des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft. »Maecenates voco ! « .

Dr. Karl von Winckler

BUDERUS'SCHE EISENWERKE

40.000 Mark

Bei den Buderus'schen Eisenwerke, die zu mehr als der Hälfte Flick gehören, hatte es Grau besonders einfach: Der Vorstandsvorsitzende Dr. Karl von Winckler war nicht nur Kuratoriumsmitglied bei der Deutschlandstiftung, sondern auch in der Studiengesellschaft. Selbstbedienung.

Jacob Wolf

YMOS - METALL WERKE

70.000 Mark

Die Ymos-Metallwerke Wolf/ Becker GmbH, Stammkapital 1979 24 Millionen, spendeten in nur 29 Monaten über 70.000 Mark. Hier zahlte der Chef, Jacob Wolf, persönlich.

Helmut Wagner

REHAU PLASTIKS

14.000 Mark

Der Besitzer des größten Plastik-Unternehmens der BRD, Helmut Wagner, der inzwischen größeren Kollegen wie Horten in die Schweiz gefolgt ist, brachte es fertig, selbst CSU-Rechtsaußen, wie den heutigen Entwicklungshilfeminister Jürgen Warnke auf die sozialpolitische und arbeitsrechtliche Palme zu bringen. Kurz vor den Landtagswahlen in Bayern 1973 forderte Warnke die Rehau-Unternehmer auf, endlich Betriebsratswahlen durchzuführen. Doch er erhielt eine Abfuhr. Helmut Wagner: »Kollektivistische Interessen haben bei der Berufsausübung nichts verloren.« Und zahlte von da an an Grau.

Ludwig Eckes

PETER ECKES

170 000 Mark

Ludwig Eckes gehörte selbst in den Augen der kapitalhörigen »Wirtschaftswoche« als Deutschland-Stiftung-Förderer zu den rechten Exponenten der Unternehmer: »Ludwig, der Allmächtige. « Und in ihrer Ausgabe vom 24. Februar 1978 meinte die »Wirtschaftswoche« zwar das Eckes-Produkt Chantré, kennzeichnet aber doch treffend das Selbstverständnis des großzügigen Spenders: »Auf den milden Braunen von Eckes schien die deutsche Nation geradezu gewartet zu haben.«

Hans L. Merkle

ROBERT BOSCH GMBH

26.000 Mark

Der Vorstandsvorsitzende Hans L. Merkle ließ am 20. Januar 1976 Grau im Zusammenhang mit einer 3.000-Mark-Spende mitteilen: »Der Betrag wird von der Gesellschaft zur Förderung der Wirtschaft Baden-Württemberg auf eines Ihrer Bankkonten überwiesen. Eine Spendenbescheinigung benötigen wir nicht.« Merkle, der sich verschiedentlich für die Bildung von Eliten als »biologischer Realität« ausgesprochen hat, repräsentiert selber, was er fordert: Aufsichtsratmitglied bei Deutsche Bank, Bosch-Siemens Hausgeräte GmbH, Allianz, BASF, Continental, Klöckner-Humboldt-Deutz, Otto Wolff, Volkswagenwerk und Chase Manhatten Bank. Und natürlich – »maecenates voco!« – Kuratorium des Stifterverbands der Deutschen Wissenschaft. Für die »Quick« war Merkle im Februar 1985 einer von »Deutschlands Top 100 – Die Stützen unserer Gesellschaft«, weil der »als Aufsichtsrat der Deutschen Bank großen Einfluß auf die Wirtschaft ausübt.«

Eberhard von Kuenheim

BMW

25.000 Mark

Zu den »Top 100« zählte »Quick« auch den Vorstandsvorsitzenden der Bayerischen Motorenwerke, Eberhard von Kuenheim. Auch BMW spendete eifrig, insgesamt 25.000 Mark. Bei BMW bediente ebenfalls der Chef persönlich.

Dr. Otto A. Friedrich

Friedrich Karl Flick

18.000 Mark

Verantwortlich für die Spenden zum einen Konrad Kaletsch, Vetter von Friedrich Flick und mit diesem zusammen in Wirtschaftskriegsverbrecher-Prozeß in Nürnberg auf der Anklagebank. Der andere, Dr. Otto A. Friedrich: Im Nazi-Regime zuständig für die Kautschukindustrie, 1951 Rohstoffberater der Bundesregierung während des Korea Booms, ab 1966 persönlich haftender Gesellschafter bei Flick, Aufsichtsrat-Mitglied bei Siemens, Daimler-Benz und Allianz, Vizepräsident des BDI, Präsident des BDA und natürlich – »maecenates voco!« – Vorstandsmitglied im Stifterverband der Deutschen Wissenschaft. Und Flick wäre nicht Flick, hätte er es nicht besonders trickreich machen wollen. So ließ er 1971 an Grau schreiben: »Da zur Zeit noch nicht feststeht, welche Gesellschaft unserer Gruppe die Spende übernehmen wird, bitten wir Sie um Übersendung einer Spendenbescheinigung über den vorgenannten Betrag, in der die spendende Firma nicht eingetragen ist.« Kein einmaliger Vorgang! Am 5. Dezember 1973 schreibt die Geschäftsführung: »Wir sind gerne bereit,

vor allem im Hinblick auf den bevorstehenden Landtagswahlkampf in Bayern, Ihre Arbeit zu unterstützen. Da wir jetzt noch nicht sagen können, welche Gesellschaft unserer Gruppe als endgültiger Spender infrage kommt, wären wir Ihnen dankbar, wenn Sie in der Bescheinigung die zahlende Firma zunächst offenlassen würden. Mit allen guten Wünschen für ihre Arbeit und freundlichen Grüßen, auch im Namen von Herrn von Brauchitsch.«

Hans Viktor Schulz-Klingauf

KAUFHOF AG

18.500 Mark

Ansprechpartner und Spendenvermittler war Vorstandsmitglied Hans Viktor Schulz-Klingauf. Der Beginn der Freundschaft datierte vom 28. Mai 1968. Schulz-Klingauf an Grau: »Mir flog Ihre Schrift 'Entmachtet die roten Faschisten!' glücklicherweise ins Haus. Ich wäre Ihnen für die Übersendung weiteren Informationsmaterials sehr verbunden.« Und zahlte.

Peter Tamm

SPRINGER VERLAG

235.000 Mark

Grau am 6. November 1972: »Herrn Peter Tamm, c/o Axel Springer Verlag AG, 2 Hamburg Kaiser Wilhelmstraße 1-6 – Sehr geehrter, lieber Herr Tamm, gerne bestätigen wir den Eingang Ihrer Spende von DM 235.000.-, wofür wir herzlich danken.... Indem wir Sie bitten, unserer Arbeit auch weiterhin wohlwollend verbunden zu bleiben...«

•

Gesellschaft der Familie Dr. Erich Lübbert insgesamt 106.000 Mark.

Mit dabei auch Münchner Rückversicherung, DEGUSSA, Bayer, Gerling, Schröder Münchmeyer, Hengst & Co., Bahner, Bayerische Hypotheken und Wechselbank, Melitta, Höchst u.a. – Es summierte sich. Allein die äußerst unvollständigen Dokumente, die KONKRET vorliegen, weisen 1.411.846,64 Mark Spenden für Rechtsaußen Karl Friedrich Grau aus.

Warum so viel für einen so kleinen Verein? Der Zweck reinigt die Mittel. Am 20. Juni 1960 setzte Grau an einen Rechtsanwalt Gustav Stein folgendes Schreiben ab: »Unter Bezugnahme auf Ihre uns gegebene Zusage für unsere Öffentlichkeitsarbeit in Höhe von DM 10.000,-, die inzwischen mit Herrn Tönnessen stattgefundenen Besprechungen und die darauf geleisteten Zahlungen von DM 5.000, 2.500 und weiteren 2.500,- am 18.6.1960 danken wir Ihnen herzlich.... Im übrigen nehmen wir an, daß Herr Tönnessen Sie von unserer Mitteilung informiert haben wird, daß es uns nach gewissen Erweiterungen organisatorischer Art heute möglich ist, Ihrem s. Zt. in Gegenwart von Herrn Präsident Karl Heinz Vogt MdB geäußerten Wunsch vollinhaltlich und absolut legal zu entsprechen.«

Es findet sich nur ein Spenden-Beleg in den Akten der Studiengesellschaft, der in Stückelung und im Zeitpunkt zu der Aufstellung in diesem Schreiben paßt. Sie stammen von der CDU-Spenden-Waschanlage, der »Staatsbürgerlichen Vereinigung 1954 e.V.« In einem Schreiben vom 30. März 1960, in dem ein Dr. Buwert die Zahlung von insgesamt 10.000 Mark an Grau ankündigt, bezieht er sich dann auch auf »Ihr an Dr. Tönnessen gerichtetes Schreiben«. Und der Rechtsanwalt Dr. Gustav Stein ist nicht nur Mitbegründer der Staatsbürgerlichen Vereinigung 1954 eV., sondern gerade zu dem Zeitpunkt des Briefwechsels mit Grau auch noch Hauptgeschäftsführer des Bundesverbandes der Deutschen Industrie.

Aus den frühen sechziger Jahren datieren die ersten Belege darüber, daß Grau nicht nur Spenden gesammelt, sondern »staatsbürgerlichen« Wünschen folgend auch gereinigt und verschoben hat. Da schrieb im Oktober 1962 der Geschäftsführer der Christlich Demokratischen Union Deutschland, Landesverband Hessen, »Bezirksverband Zonengrenze« mit Sitz in Fulda, ein Herr Weinrich, an die Studiengesellschaft: »In Anlage beigeschlossen übersenden wir Ihnen zwei Verrechnungsschecks im Gesamtwert von DM 7.000,-. Für eine Rücküberweisung des Betrages von DM 6.650,- auf unser Konto 1720 bei der Genossenschaftsbank wären wir Ihnen sehr verbunden.« Grau notierte fein säuberlich die spendenden Firmen – Valentin Mehler AG und Filzfabrik GmbH aus Fulda und strich fünf Prozent Provision ein. CDU-Bürgermeister in Fulda zu dem Zeitpunkt: Alfred Dregger. Die Geschäfte, einmal eingespielt gingen weiter. Nur Grau wurde teurer, bald nahm er zehn Prozent Provision, manchmal sogar noch mehr. Im September 1978, Landtagswahlen standen an, aquirierte der CDU-Landesvorsitzende Alfred Dregger bei der Firma Unielektro. Der Unternehmer überwies 5.000 DM an die Studiengesellschaft gegen Spendenbescheinigung. Und Dreggers Wirtschaftsbeauftragter Joachim W. Lehmann schrieb an den »lieben Herrn Grau!«, von dem man sich 1974 wegen der unautorisierten NPD-Kontakte angeblich getrennt hatte: »Seien Sie ein freundlicher Mensch und geben Sie uns die Hälfte ab, wir brauchens dringend.

Gruß Ihr Lehmann.«

Auch der Nachwuchs lernte schnell. Am 15. Juni 1978 schrieb die Finanzreferentin der RCDS-Gruppe München, Angela Stroppe, an die Studiengesellschaft: »Mit gleichem Datum wird Ihnen eine Spende in Höhe von DM 3.000,- überwiesen, die ich Ihnen im Auftrag von Firma Oskar Schunck zuleiten soll.« Und Grau antwortete am 18.10.78: »Beigeschlossen überreichen wir Ihnen per Ver-Scheck DM 2.700,- gem. Ihrem Schreiben, sowie eine Bescheinigung für die Fa. O. Schunk m. it der freundlichen Bitte um Weiterleitung.«

Dregger, Lehmann und die agilen Jungchristen haben Glück, denn die Unterlagen sind der Staatsanwaltschaft zu spät in die Hände gefallen. Der Spenden-Schmuh ist nach fünf Jahren verjährt.

Weniger gut sieht es für zwei nordrhein-westfälische Kollegen aus. Ihre Tricksereien lassen sich bis 1980 hinein belegen. Da ist beispielsweise der CDU-Kreisgeschäftsführer aus Siegen, Immanuel Becker. Zu der Zeit, als Grau die Juso-Aufkleber fälschte, um Strauß in Bonn an die Macht zu bringen, betrieb Becker zum gleichen Zweck florierende Spenden-Reinigung mit Grau. Am 29. August 1980 schickte er einen Scheck des »Verbandes der Siegerländer Metallindustriellen e.V.« über 30.000 Mark und fragt: »Was müssen wir tun, um möglichst schnell an den Betrag zu kommen? Läuft alles wie bisher?« Grau handschriftlich dahinter: »Ja.« Vom 15. April bis zum September 1980, flossen insgesamt 126.550 Mark »gemeinnützig« via Grau an den Siegener CDU-Verband.

Mindestens 96.000 Mark jagte der Vorsitzende des CDU-Kreisverbandes Minden-Lübbecke durch die Waschanlage Graus. Günther Brummundt, jetzt Kandidat für die Landtagswahlen in Nordrhein-Westfalen, per Einschreiben am 16. September 1977 an Grau: »Beigefügt senden wir Ihnen eine Verrechnungsscheck in Höhe von DM 15.000,-. Die Spendenquittung wollen Sie bitte an folgende Anschrift ausstellen Melitta-Werke, Bentz & Co.. und an unsere Anschrift zurücksenden. Die Rückvergütung überweisen Sie bitte auf unser Konto Nr. 3 328 260 bei der Dresdner Bank AG, Minden,« Doch es gibt auch neuere Schreiben. So eines vom 28. Mai 1980, in dem Brummundt 10.000 Mark der Bekleidungswerke Erwin Hucke OHG und 5.000 Mark aus der Kasse der Rhadener Maschinenfabrik August Kolbus GmbH & Co. KG zwecks »Vergemeinnützung« rüberschiebt.

Verjährungsfrist für die Schiebereien der Politiker der »moralischen Wende« ist fünf Jahre. Die Staatsanwaltschaft Bonn hat die gesamten Akten aus der Hinterlassenschaft Graus seit November 1984 in ihrem Besitz. Über Ermittlungsverfahren schweigt sie sich aus. Konkret wurde sie gegenüber KONKRET nur in einem Punkt: »Gegen Herrn Dregger wird nicht ermittelt.«

Konkret 04/85, S. 36

Lothar Sandfort, Franz Christoph

Hühnern die Freiheit, Krüppeln das KZ

Lothar Sandfort, Behinderter, steht auf der Landesliste der Grünen in Nordrhein-Westfalen ganz oben. Franz Christoph, Behinderter, der sich 1981 Carstens mit Krückenhieben vom Leib hielt, halt gar nichts davon

KONKRET: Auf dem Landesparteitag der Grünen in Nordrhein-Westfalen bist Du, Lothar Sandfort, als Behinderter auf einen vorderen Listenplatz gewählt worden. Franz Christoph, was hast Du als Behinderter gegen diese Nominierung einzuwenden.

Franz: Ich wünsch Dir erstmal viel Glück. Ich muß Dich aber was fragen: Bist Du jetzt bei den Grünen, weil Du meinst, sie haben besonders viel kapiert von der Behindertensituation?

Lothar: Ich bin bei den Grünen, weil sie so wenig kapiert haben bisher.

Franz: Das haben andere auch. Warum bist Du dann nicht zur CSU gegangen?

Lothar: Weil ich doch einen deutlichen Unterschied sehe. Wenn ich zur CDU oder CSU oder auch zur SPD gegangen wäre, wäre ich zu den Trägern dieses etablierten Systems gegangen. Mir kommt es darauf an, die Grundstrukturen zu verändern. Und das ist nur bei den Grünen möglich.

KONKRET: Um es mal hart zu formulieren: Bist Du der Alibikrüppel der Grünen?

Lothar: Ich glaube schon, daß das der Fall ist. Ich glaube, daß ich sicher auch aus Mitgefühl gewählt worden bin oder aus so einem Bedürfnis der Grünen, eben für Minderheiten zu sein. Ich denke aber auch, wenn ich nicht ein paar Positionen dort rübergebracht hätte, dann wäre ich nicht gewählt worden, oder jedenfalls nicht so eindeutig.

KONKRET: Franz Christoph, Du hast Bedenken gegenüber den Grünen. Was stört Dich besonders an ihnen?

Franz: Ich denk mir halt schon, wenn sich der Mensch wieder mit der Natur anfreundet, entsteht gleichzeitig auch wieder ein spezieller Gesundheitsbegriff. Es gibt da zum Beispiel eine grüne Kinderärztin aus Nordrhein-Westfalen, die die Meinung vertritt, daß geschädigte Kinder kein Lebens recht haben. Das sind schon enorme Sachen, die da Mitglieder der Grünen auf Podiumsdiskussionen vertreten, wo Sachen unverblümt rauskommen, die ich so von der CDU noch nicht gehört habe.

Lothar: Also das Argument »Da gibt es eine Grüne oder einen Grünen, die haben das und das gesagt«, das überzeugt mich wenig, weil ich weiß, daß gerade die Grünen eine vielfältige Partei sind und daß wir auch sehr exotische Leute dabei haben, und da kann es natürlich auch passieren, daß Leute dabei sind, die solche extremen Euthanasie-Positionen haben. Für mich ist die Entwicklung und die Tendenz der Partei wichtig. Und die ist heute noch eine emanzipatorische.

Franz: Für Behinderte?

Lothar: Unter anderem für Behinderte!

Franz: Woran willst Du denn das festmachen? Und wie stellst Du Dir da Überzeugungsarbeit innerhalb der Grünen vor? Vorhin hast Du gesagt, sie haben wenig kapiert – also Du willst denen was beibringen?

Lothar: Ich denke, daß ich das auch ein bißchen spüre im persönlichen Verhalten mir gegenüber. Auf der Landesdelegiertenkonferenz zeigten immer wieder Nicht-Behinderte mir gegenüber eine gewisse Art verunsicherte Bereitschaft, mir irgendwas Gutes zu tun. Da geht es den Grünen genauso wie allen anderen Nicht-Behinderten: Grade in dieser Zeit, nach einer jahrelangen Aussonderung von Behinderten, ist die Verhaltensunsicherheit bei denen genauso groß wie bei den Nicht-Grünen. Dennoch glaube ich, daß in der Gesamtheit dieses Spektrum offener gegenüber den Bemühungen von Behinderten ist, sich zu emanzipieren.

Franz: Also je bunter, umso mehr Chancen für Behinderte? Du sagst, daß die Verhaltensschwierigkeiten von der Aussonderung kommen. Die Aussonderung ist ja nicht vom Himmel gefallen, die ist auch nicht von einer Clique, einer Handvoll Leuten gemacht worden, sondern mit Billigung der Öffentlichkeit .

Lothar: Die eigentliche Ursache ist die kapitalistische Organisation dieser Gesellschaft, auch wenn das ein Schlagwort ist. Es kommt darauf an, daß in einem bestimmten Produktionsverhältnis bestimmte Leute keinen Platz haben. Wir fallen aus den Werten und Normen dieses Systems einfach raus. Diese gesellschaftliche Ordnung bestimmt das Denken.

Franz: Aber die macht sich ja auch an Personen fest. Und dazu tragen doch auch die Grünen bei, zur Aufrechterhaltung dieser Ordnung, zu einer Nichtbehinderten-Normalität. Und nur weil die bei denen ein bißchen bunter ist, tauchen wir ein und meinen, wir bringen es denen schon noch bei?

Lothar: Das ist wieder dieser alte Streit. Du nennst es Nichtbehinderten-Mentalität, ich bringe es mehr mit der Struktur dieser Gesellschaft zusammen.

KONKRET: Hast du nicht einen »Mitleidsbonus« in Anspruch genommen, als Du Dich auf diesen Listenplatz hast wählen lassen?

Lothar: Ich weiß das nicht so genau, und das ist auch die Schwierigkeit. Ich kann, was immer ich auch tue, diesen Mitleidseffekt nicht ausschalten. Die einzige Alternative wäre, mich zurückzuziehen. Und dann ließe ich mich durch diesen Effekt von bestimmten Möglichkeiten fernhalten, was ich auch nicht will.

KONKRET: Gäbe es nicht auch noch die Alternative eines autonomen Wegs, einer »Behinderten-Bewegung«, die erstmal durch Abgrenzung ihre Identität findet?

Lothar: Der Weg ist gescheitert, das haben wir lange Zeit versucht.

Franz: »Lange Zeit versucht«, ist ein bißchen übertrieben. Du zum Beispiel hast es in der Form nicht versucht, weil Du von Anfang an mit Nichtbehinderten zusammengearbeitet hast. Bei uns kann man ein Stückchen von »gescheitert« reden, aber dann hat man wirklich keine Geduld, denn die Auseinandersetzung Behinderte-Nichtbehinderte hat jahrhundertelang nicht stattgefunden. Was erwartet man da in fünf Jahren? Entscheidend ist, daß ein Denken übriggeblieben ist. Ich glaub' schon, daß man das Mitleid durchbrechen kann, indem man die Grünen solange reizt, bis die moralische Verlogenheit platzt. Wenn Du Dich an die Carstens-Sache erinnerst, da waren zum Beispiel die Funktionäre im Publikum, die es alle nett mit Behinderten meinen. Als ich den Carstens geschlagen habe, haben sie geschrien: »Schade, daß der noch laufen kann!« Ein Teil vom Mitleid ist auch der verdeckte Haß gegenüber Behinderten, den man sich selber nicht eingesteht. Also den Rückzug als einzigen Weg akzeptiere ich nicht.

Aber was anderes: Wir haben im Jahr der Behinderten hauptsächlich die traditionellen, repräsentativen Festveranstaltungen angegriffen. Ist es nicht so, daß wir dadurch Anerkennung bekommen haben von einem Spektrum, das sich gern fortschrittlich nennt?

Lothar: Jeder persönlich von uns!

Franz: Das streite ich gar nicht ab, ich auch. Die Frage ist doch jetzt, ob sich da nicht ein Teil zufriedengegeben hat. Daß man endlich mal Erfolg gehabt hat bei den Alternativen und Fortschrittlichen als ein »Krüppel, der gut drauf ist« . Ob da nicht für jeden von uns ein Stückchen Korruption anfängt?

Lothar: Natürlich, Du bist ein interessanter Krüppel gewesen. Und das hätte ich auch haben können, wenn ich nur wollte, in anderen Bereichen. Aber mir kommt es darauf an, bestimmte politische Wege zu gehen.

Franz: Klar, daß man als interessant hochgejubelt wird, gegen Spanner kann man sich unheimlich schlecht wehren. Aber die Frage ist für mich, ob es nicht besser wäre, die Grünen von außen zu einer Auseinandersetzung zu bringen.

Lothar: Das muß natürlich auch passieren !

Franz: Und das soll dann ich machen, und Du bist der parlamentarische Arm von mir? **Lothar:** Nee, nee, da überschätzt Du dich auch.

Franz: Lothar, für mich ist einfach schon entscheidend, was ein Einzelner, von dem man nicht weiß, ob er aus Mitleid gewählt worden ist oder was auch immer, der also da eine profilierte Rolle kriegt – wird da nicht automatisch was vorgegaukelt? Daß die Grünen richtig aufgeklärt sind? Du weißt, daß Otto Schily mal gesagt hat: »Wir Grünen sind gegenüber Behinderten anders, wir haben sogar einen Behinderten in der Fraktion.« – Ist das nicht eine unheimlich große Gefahr?

Lothar: Aber ich werde immer benutzt. Wenn jemand kommt und sagt: »Kann ich Ihnen helfen beim Einsteigen ins Auto?« – schon werde ich benutzt.

Franz: Wieso?

Lothar: Ja, weswegen macht der das denn? Weil er ein guter Mensch sein will. Ich kann dem nicht entweichen.

Franz: Doch, indem Du zu ihm einfach »Arschloch« sagst! Da fühlt er sich in seiner Mitmenschlichkeit angekratzt, und Du wirst nicht benutzt.

Lothar: Ich glaube schon, daß das eine mögliche Reaktion ist auf dieses Benutztwerden. Aber ich müßte dann ständig darauf reagieren und bollerig durch die Welt laufen, das entspricht sicherlich nicht meinem Gemüt.

Franz: Ich denke, unsere einzige Chance ist es, daß wir in verschiedenen Formen – und das muß nicht immer Schlagen sein – wirklich noch aggressiver werden. Denn selbstverständlich darf sich auch der Krüppel ein bißchen emanzipieren.

Lothar: Ich weiß nicht. Wo sind denn da die Erfolge? Die Erfolge des aggressiven Vorgehens haben '81 was gebracht, aber heute, wenn Du es genau betrachtest, bist du Einzelkämpfer !

Franz: Und Du hast die Basis, nämlich die nichtbehinderten Grünen?

Lothar: Das stimmt nicht.

Franz: Aber Du gehst davon aus, daß alles gescheitert ist, weil man innerhalb von fünf Jahren noch keinen durchschlagenden Erfolg erzielt hat? Dann dürftest du nie in die Politik gehen, weil innerhalb von fünf Jahren reicht das vielleicht für zwei Programme, aber für sonst nichts. Aber für mich ist noch entscheidender, daß die Grünen im Behindertenbereich irgendwie sehr schwach beieinander sind, manchmal sogar bedrohlich werden. Ich verstehe nicht, wie man das aushalten kann, mit solchen Leute zusammenzuarbeiten, die zum Teil sogar mein Existenzrecht ankratzen. Das stell' ich mir wirklich schwierig vor!

Lothar: Also ich denke, wenn für mich auch die gesellschaftliche Ordnung wichtig ist. .

Franz: Für mich auch!

Lothar: ... und wenn ich sehe, daß sehr vieles von unserem Ausgesondertsein mit dieser Gesellschaftsordnung zu tun hat, sind für mich natürlich Leute politisch interessant, die genau diese gesellschaftliche Grundordnung verändern wollen. Und mit den Leuten verbünde ich mich, auch wenn ich weiß, daß ich in ganz bestimmte Fallen reintappen werde. Das muß ich in Kauf nehmen.

Franz: Und ich würde das eher als eine Selbstaufgabe betrachten, sich mit jemandem zu verbünden, der Dir in die Fresse haut!

KONKRET: Da schreibt eine Kinderärztin aus Nordrhein-Westfalen, Hildegard Slabik-Münter: »Lasse ich durch Ausschöpfung aller medizinischen Möglichkeiten schwerstbehinderte Kinder leben, die früher unweigerlich gestorben wären? Als Kind, das vielleicht nie in seinem Leben ein Erwerbsleben führen kann, lebt es sich schlecht in unserem Land. Eltern solcher Kinder stehen mit dem meisten allein. An diesen Bedingungen muß man etwas ändern, ehe man, wenn jemand solche Kinder sterben läßt (anstatt sie maximal zu versorgen in der Neugeburtsphase) von unterlassener Hilfeleistung spricht.« Hildegard Slabik-Münter ist Mitglied der Grünen.

Lothar: Das ist natürlich meine Gegnerin, die steht auf der anderen Seite. Aber die Partei in ihrer Gesamttendenz ist nach wie vor eine emanzipatorische. Daß da eine solche Frau dabei ist, ist traurig. Aber ich bin auch dagegen, diese Frau aus der Partei auszuschließen. Ich will mich mit ihr unterhalten.

Franz: Du willst kurz vorm Ofen, auf dem Ofenbrett, noch eine kleine Diskussion, bevor man Dich reinschiebt?

Lothar: Ich habe etwas dagegen, wenn die Grünen in irgendeiner Weise in Verbindung gebracht werden mit faschistischem Umgehen mit Behinderung.

Franz: Gut, aber wenn du dich dagegen wehrst, daß die Grünen damit in Verbindung gebracht werden, dann müßtest du doch ganz konkret für den Ausschluß von solchen Leuten sein, die sowas formulieren. Was die sagt, ist doch faschistisch!

Lothar: Ich bin gegen Ausgrenzung!

Franz: Auch von Faschisten?

Lothar: Ich bin selbst jemand, der ausgegrenzt ist, wenn auch nur in bestimmten Bereichen.

Franz: Es gibt doch einen Unterschied zwischen KZ-Wärter und Opfer!

Lothar: Ich meine, daß wir die Möglichkeit haben, auch ohne diese Ausgrenzungen auszukommen. Noch haben wir die.

Franz: Da mußt du aber, wenn du so tolerant bist, akzeptieren, daß Leute die Grünen wenigstens punktuell ein Stückchen in die Nähe von nicht verarbeiteter Vergangenheit rücken.

Lothar: Ich wehre mich dagegen, daß die Grünen da hingerückt werden, es ist die Frau. Die Grünen sind sicherlich noch nicht *die* behindertenfreundliche Partei. Aber ich denke, sie sind die einzige Partei, in der es möglich ist und lohnt, als Behinderter, als emanzipierter Behinderter zu arbeiten.

Franz: Ich muß noch mal nach der bunten Mischung frage. Mich stört einfach, daß Du sagst, weil die Grünen nicht so festgefahren sind wie andere Parteien, gehe ich zu den Grünen und setz mich mit meinen Henkern auseinander! Ich sag's überspitzt, aber das find' ich enorm, das tut mir weh. Ich meine, daß es bei den Grünen in Hessen etwa Tendenzen gibt, wonach die Hühner gegenüber Krüppeln den Vorrang haben: Die hessischen Grünen haben dafür gekämpft, daß Hühner nicht mehr in Hühner-KZs gesperrt werden. Was heißt das eigentlich, wenn man Hühnerhaltung mit KZs vergleicht? In Hessen gibt es auch Hadamar, die ehemalige Vernichtungsanstalt. Da sind unten im Keller noch die Verbrennungsanlagen vorhanden, und da werden jetzt wieder Krüppel untergebracht. Hast Du die Hoffnung, daß nun, weil Du Dich bei den Grünen engagierst, die hessischen Grünen nach den Hühnern auch für die Krüppel fordern, daß die nicht in KZs untergebracht werden? Und meinst Du, daß es rein zufällig war, daß die Hühner den Vorrang hatten, oder gab es da politische Gründe?

Lothar: Also das ist natürlich Deine Spezialität.

Franz: Hühner? Nein.

Lothar: Es ist Deine Spezialität, so etwas in Verbindung zu setzen und daraus dann einen sehr plakativen Satz zu formen, aber ich glaube doch, daß das eine Verkürzung ist.

Franz: Wieso?

Lothar: Ich weiß natürlich, daß »Behinderung« ein Thema ist, das sich Nichtbehinderte, ob sie nun links oder rechts sind, sehr ungerne durch ihren Kopf gehen lassen, weil das auch für sie eine persönliche Bedrohung ist. . .

Franz: Wir sind keine Eier.

Lothar: ... und ich glaube, daß »Hühner« sicherlich in dieser Form nicht so schwierig sind wie das Thema Behinderung. Und ich denke mir, daß sich bei den Grünen Themen, die für sie weniger bedrohlich sind, wesentlich weiter ins Bewußtsein gesetzt haben als die Behinderten-Themen. Ich sehe es auch als eines meiner Ziele, die Diskussion um Aussonderung von Behinderung mehr in die Reihen der Grünen zu tragen.

Franz: Aber wir sind uns einig, daß wir gegenüber Hühnern den Vorrang haben?

Lothar: Man darf einen Gag auch nicht zu oft benutzen.

Franz: Das ist nicht nur ein Gag. Objektiv hatten die Hühner den Vorrang!

Lothar: Ich glaube, daß die Grünen in Hessen sich dafür mehr eingesetzt haben, weil der Bewußtseinsstand in solchen Fragen weiter vorangeschritten war als in Behindertenfragen.

Franz: Findest Du das einen hochentwickelten Bewußtseinsstand, wenn man die Hühnerhaltung gleichsetzt mit Menschen die in KZs vernichtet worden sind? Da mangelt's dann, wie bei dieser Ärztin, an der Aufarbeitung des Dritten Reiches. Denn sonst würden sie nie auf die Idee kommen, Hühnerkäfigen den Namen von Orten zu geben, wo Millionen Menschen umgebracht worden sind. Das ist kein Gag!

Lothar: Ich glaube, daß das eine gewisse Not ausdrückt, immer wieder zu diesem einen Beispiel zurückzukommen von dieser grünen Medizinerin oder sowas. Gesellschaftlich relevant ist nicht diese Medizinerin...

Franz: Man kann's fortsetzen!

Lothar: ... gesellschaftlich relevant ist die Tendenz der Grünen, und was sich von dieser Tendenz politisch umsetzt. Und das ist politische Arbeit, die betrifft Ausländer, alte Leute, Behinderte. Ich bin mir nicht sicher, ob ich nicht in fünf oder zehn Jahren sage, dieser Weg hat mir nicht das gebracht, was ich mir davon versprochen habe – das kann passieren – nur glaube ich in der jetzigen Situation ist das der Weg, den einige von uns gehen sollten. Ich weiß auch und bin froh, daß von einigen in der Bewegung dieser Weg sehr kritisch gesehen wird.

Franz: Da bin ich auch froh.

KONKRET: Deine Ansprüche, Lothar, an Deine Partei sind relativ bescheiden, was die Auseinandersetzung mit Deinen speziellen Zielen angeht. Wer sind denn Deine eigentlichen politischen Gegner?

Lothar: Der Franz hat immer das schöne Wort »Henker« dafür. Für Franz sind alle Nichtbehinderten insgesamt die Henker.

Franz: Nein.

Lothar: Das ist ja schon ein Fortschritt. Sie waren es zumindest. Für mich sind meine Henker diejenigen, die diese gesellschaftliche, diese kapitalistische Ordnung aufrechtzuerhalten suchen. Und es gibt innerhalb der Grünen eine ganze Schar, die das auch versucht, aber es gibt eine überwiegende Schar, die diese Ordnung radikal umwandeln will. Diese Kräfte will ich unterstützen bei den Grünen.

Franz: Also mit den Henkern.

Lothar: Wieso, das Wort ist doch schön. Diese Frau ist jemand, die dazuzählt.

Franz: Ich sehe nicht alle Nichtbehinderten als Henker, sondern ich sehe einfach, daß ein latenter Konflikt da ist, daß es ihn auf lange Zeit geben wird, und entscheidend ist, wie man mit diesem Konflikt umgeht.

Lothar: Das ist unredlich! Diesen entscheidenden Konflikt zwischen Behinderten und Nichtbehinderten zu ziehen, ist unredlich. Denn wenn ich mir anschaue, wie viele Behinderte es gibt, die diese kapitalistische Grundordnung aufrechterhalten wollen, dann sind auch das meine Henker.

Franz: Ja, auch meine. Es gibt überall korrupte Ärsche! Aber was ist da unredlich? Nichtbehinderte erfüllen mehr oder weniger die gesellschaftliche Normalität, das ist ein Zwang, dem man sich gar nicht entziehen kann, und ich erfülle die gesellschaftliche Normalität wesentlich weniger gut. Das ist ein latenter Konflikt, den ich als Person, wenn ich mich nicht reduziere, einfach nicht ignorieren kann. Und der Konflikt muß da ausgetragen werden. Was nützt mir ein anonymes System? Ich muß doch konkret an Personen ansetzen. Lothar, wenn ich Dir jetzt eine scheuer, dann würde ich wenigstens hoffen, daß Du zurückhaust, und nicht daß Du sagst, aha, da sind die Statthalter des Systems dran schuld. Ich muß doch da

ansetzen, wo ich eine gescheuert bekomme. Umgekehrt könnte ich sagen, daß das eine unheimliche Verrohung der eigenen Unterdrückung ist. Natürlich werden auch Nichtbehinderte unterdrückt, aber es gibt Unterschiede. Wenn man sich abstrakt auf richtige Sachen beschränkt, dann ist das eine Verrohung der eigenen Unterdrückung. Das finde ich eine schlimme Sache.

KONKRET: Zwischenfrage: Franz, hältst du Lothar für korrupt?

Franz: Sowas sagt man unter Krüppeln nicht, weil wir dazu erzogen worden sind, solidarisch zu sein...

Lothar: Ich würde das nicht als große Überraschung empfinden, wenn Franz sagt, ich sei korrupt. Aber ich denke, daß man Konzessionen machen muß.

KONKRET: Franz, empfindest Du Lothar als Deinen »parlamentarischen Arm«?

Franz: Nein, kann ich nicht. Natürlich kann ich nicht jemanden als parlamentarischen Arm empfinden, der die Position vertritt, mit ein paar Henkern zusammenzuarbeiten. Wenn seine Vorstellung stimmt, die Grünen so verändern zu können, finde ich das toll, nur ich glaub' nicht dran.

KONKRET: Ich sehe hier ein Plakat an der Wand aus dem Jahr des Behinderten. Da steht drauf: »Jedem Krüppel seinen Knüppel«.

Lothar: Wir haben unterschiedliche Knüppel. Franz liebt es, heftiger zuzuhauen als ich. Aber was wir beide haben und auch behalten wollen, das sind die Knüppel in der Hand.

Franz: Also der Hauptfeind ist Lothar für mich nicht. Das sollten wir doch noch mal festhalten.

Konkret 04/85, S. 40

Franz Lerchenmüller

Eltern - Kinder - Deutsche

Die Rede ist von Kindern: Babies, Mädchen, Jungen, Kleinkindern, Großkindern, Trostpflasterkindern, Beziehungskittkindern, Schoßhundkindern, Gänsemarschkindern, Ausbadekindern. 10,7 Millionen in der Bundesrepublik sind jünger als fünfzehn Jahre

Der Gefühlstaumel ist überstanden. Alle haben ihre Bücher abgeliefert: werdende und gewordene Mütter und Väter, glückliche und zweifelnde, alleinstehende oder liierte. Der Einfluß aufs Stillen ist diskutiert, die Bedeutung der Ernährung für die Zeugung, selbst die Päderasten kamen ausführlich zu Wort. Der Boom ist vorbei; es scheint wieder möglich, gelassen und ohne einem Trend zu folgen oder sich von ihm distanzieren zu müssen, nachzudenken und nachzuforschen über: Eltern. Kinder. Bundesrepublik Deutschland 1985.

Eltern wollen nur Gutes für ihre Kinder. Sowieso. Eltern wollen sogar nur des Beste. Alle. – Eigentlich aber wünschen Eltern ganz etwas anderes: ihr Kind als Der/Die Beste, Schönste, Stärkste, Klügste... Jürgen Hingsen mit Karpov-Gehirn am liebsten. – Noch gibt es Grenzen. Doch wie überall, wo die Natur am Ende ist, verspricht die Wissenschaft, ehrgeizige Sehnsüchte schließlich zu erfüllen: Retortenzeugung! Die unbegrenzte Zucht makellosen Menschenmaterials wird endlich denkbar! – Atemloses Schweigen. Raunen. Applaus.

Einen Extrahelfer im Himmel hätten sie, wurde jungen Katholiken gesagt, in der Gestalt ihres Namenspatrons.

Und fürs hiesige Leben sollte schon eine Portion der Frömmigkeit, des Mutes und der Demut des großen Vorbilds auf den kleinen Namensträger übergehen. Früher. – Dieser Tage streiten sich in der Brust neuer Eltern zwei Seelen: der Wunsch, ihre eigene Kreativität und die Einzigartigkeit des Neugeborenen mit einer möglichst ausgefallenen, seltenen Benennung zu unterstreichen, mit leichten Skrupeln, wieviel an amtlichem Befremden und menschlicher Lächerlichkeit sie diesem fürs spätere Leben zumuten könnten: Pumuckel, setzen! Ich, Kevin »mouse« Müller wurde am 23.5.1984. . .

Und wie, Verzeihung, liebe 68er, heißen Eure Kinder: Rosa, Leo, Ché, Wladimir, Karl manchmal...

Müttergruppen mit Babies. Vergleichen, abschätzen, aburteilen. Wer hat mehr Zähne, das höhere Fieber, die früheren Laute, das freundlichere Lächeln, das geschicktere Krabbeln, das lustigere Brabbeln. Väter sind nicht anders. Verhaltener der Stolz, vielleicht, aber gegenseitige Aufmerksamkeit ist auch für sie verpflichtend. Nur wer sie wenigstens heuchelt kommt in den Genuß, sein eigenes Gör genügend bewundert zu finden.

Vorschule später. Schule. Immer mehr Städte richten Sorgentelefone ein, für Kinder, wenn es Zeugnisse gibt. – Die Ablehnung der Gesamtschule, verkauft als Angst vor »Gleichmacherei«. Nicht nur Ärzte und Studienräte streiten für den Ausbau der Gymnasien. Wie soll der Abteilungsleiter auch beweisen, daß sein Kind sehr wohl imstande ist, sich zur Elite durchzuboxen, wenn es keine Eliteinstitutionen mehr gibt?

Doch erste Plätze sind nur begrenzt vorhanden. Irgendwann ist der Elterntraum vom Wunderkind mit dem steilen Weg nach oben ausgeträumt, der Junge wird doch kein Rummenigge, sondern auch nur wieder im Büro landen.

»Mein Kind schafft es«. Soviele zerbrochene Illusionen. Enttäuschungen bei Eltern und Kindern, die zu oft aufgehen in einer anderen, gefährlicheren Hoffnung: »Wir sind die Größten«. Subjekt auswechselbar: Borussia Dortmund, GSG 9, Tausendjähriges Reich oder schlicht: Der Westen.

Trostpflasterkinder. Kleiderständerkinder. Beziehungskittkinder. Blitzableiterkinder. Schoßhundkinder. Prügelmädchenknaben. Versuchskaninchenkinder. Klavierdressurkinder. Fernsehschnullerkinder. Störenfriedkinder. Gänsemarschkinder. Ausbadekinder. 10,7 Millionen Menschen in der Bundesrepublik sind jünger als 15 Jahre.

Überall im Kapitalismus, wo Bedürfnisse auszubeuten sind, findet sich auch jemand, der damit sein Geld macht. Das wissen wir. Uns erstaunt nicht, daß gerade mit der Unsicherheit, dem Ehrgeiz und dem schlechten Gewissen von Eltern Millionen verdient werden. Das kann so aussehen: »Der Umsatz der deutschen Spielwarenindustrie betrug...« Betrug? Oder anders. Das ist nicht neu. Da geht uns kein Licht auf. Darüber regen wir uns nicht auf. Wozu der Katze das Mausen vorwerfen?

Und etwa auch kein Wort von »Konsumterror«? – Doch. Sicher. Spätestens dann, wenn alle Kinder in Abbruchhäusern und Schlichtbauwohnungen darunter zu leiden haben. – Daß heute nicht einmal die, die über den Überfluß verfügen und ihn nur

richtig einzuteilen hätten, damit fertigwerden, sondern ihre Kinder mit Geschenkbergen überhäufen.

Das Weckerklingeln um 6.00, die Hämorrhiden, die Wut im Bauch, der stop-and-go-Verkehr, die schweigsamen Fernsehabende – und das soll alles gewesen sein? War es das? Die Hoffnung, für diese Verstümmelungen entschädigt zu werden durch ein glückliches Kreischen, unzählige «Papa, warum«-Fragen, zwei dünne Arme um Euern Hals? Habt Ihr deshalb gezeugt? Geboren? Habt Ihr Euch nicht davon versprochen, endlich wieder mal von jemandem von Herzen gern gehabt zu werden, ohne Hintergedanken und Berechnung? Waren es nicht tatsächlich leuchtende Kinderaugen, die Euch vorschwebten (– und ob die unterm Weihnachtsbaum oder auf der Friedensdemo strahlen sollten, spielt keine Rolle –)? Plagte Euch nicht schon lange der Verlust Eurer Naivität? Wolltet Ihr nicht wenigstens noch miterleben, wie jemand lange Augenblicke ganz glücklich sein und alles um sich vergessen kann? Mitglücklichsein? Mitvergessen?

Das sind Fragen. Fragen sind keine Vorwürfe.

Kinder, ist das Leben schön. Jedes Jahr bringen sich in der Bundesrepublik an die hundert Kinder um. Jedes Jahr sind 70.000 Kinder in Verkehrsunfälle verwickelt. l982 lebten 105.100 Kinder und Jugendliche nicht bei ihren Eltern, sondern in Heimen und anderen Familien. 1983 wurden bei der Polizei angezeigt: 1350 Fälle von Kindesmißhandlung, 38 Fälle von Kindestötung, 10.939 Fälle des sexuellen Mißbrauchs von Kindern. – Genau genug? – In Wirklichkeit werden wohl zehnmal soviele Kinder von Erwachsenen mit Stöcken und Riemen geschlagen, in die Ecke gestellt, überbrüht, untergetaucht, hungern und frieren gelassen, umgebracht. Dafür gibt es Erklärungen, Gründe, Zusammenhänge. Vorsicht aber: Erklärungen sind keine Entschuldigungen.

»Die Arbeit frißt mich auf.« Sie frißt zuviele Menschen leer, nagt sie aus, bis sie abends hohl nachhause kommen, ausgeleert, mit fiebernden Nerven und Druck in der Magengegend. Arbeit ist Streß. Arbeit ist der Grund, daß nur wenige Familien zusammen frühstücken, viele Eltern mehr als zwölf Stunden von zuhause weg sind, Männer abends nur noch die Kraft für »Dalli Dalli« aufbringen, Frauen nachts nicht schlafen können. Arbeit macht Menschen nervös, jähzornig, gereizt, unberechenbar, ausgelaugt. Arbeit frißt Menschen. Diese Arbeit hier im Land. Die Kinder baden es aus. – Und, bitter, die, denen die Arbeit weggenommen wurde, wissen erst recht nichts mehr mit sich anzufangen. Sehen keine Zukunft, werden eine noch größere Belastung für die Familien.

Das geht natürlich weiter: dünnwandige Wohnungskäfige, Trabantenstädte; Depressionen, Ausweglosigkeit, Verzweiflung; zuviele Eltern, die selbst nur mit Prügeln erzogen wurden. – Schon mal gehört?: Gewalt ist Ausfluß der Verhältnisse, in denen wir leben. Und die werden nur zum geringen Teil von der Parteizugehörigkeit des Familienministers bestimmt. Sich unter diesen Umständen ein »Herz für Kinder« ans Auto zu kleben, kann nur eine trotzighilflose Geste des guten Willens sein.

»Eltern« hat eine Auflage von 600.000 Exemplaren. Immer um 200 Seiten, reichlich Anzeigen. Ein reich bebilderter Katalog dafür, in welchem Ambiente nach den Vorstellungen der einschlägigen Wirtschaft Töchter und Söhne der Eltern mit gesichertem Einkommen aufzuwachsen hätten.

So bunt und glatt ist auch die redaktionelle Welt, aber keineswegs nur sonnig. Da finden Dramen statt: Scheidungen, Frühgeburten, Krankenhausaufenthalte und Probleme gibt es reichlich: Können Kinder mit in den Skiurlaub? Wie erklärt man ihnen den Tod? Lohnt sich die Quälerei mit den Zahnspangen?

Es ist die Welt aus der Sicht von Menschen, die sich auf ihre Rolle als Vater oder Mutter oder Ehepartner reduzieren ließen. Eine in sich geschlossene, optimistische Welt, in der alle Probleme lösbar scheinen – mit etwas gutem Willen und Geduld auf der einen, mit Alete, luvs-Windeln und Rahmspinat auf der anderen Seite. Wen wunderts, daß die Kinder auf den Anzeigen denen auf den Fotos der Redaktion so verblüffend ähnlich sehen: zum Vorzeigen eben.

Kinderscheiße stinkt. Rotznasen laufen immer. Kotze riecht sauer und widerlich. Liebe ist. Nicht: das besoffene Heulen unehelicher Väter vor dem Foto ihres Kindes. Legobaukästen. Gedichte. Oder Artikel. Liebe ist: Aufwischen. Abwischen. Wechseln. Einkremen. Anziehen. Zureden. Dasein. Tausendmal das Gleiche tun. Ermüdende Routine. Ist Liebe. Auch.

Täglich sterben in der Dritten Welt 40.000 Kinder. An Hunger, Erschöpfung, an Krankheiten, die hier größtenteils unbekannt sind. Ist angesichts dessen (– wie das nennen? –) eine Auseinandersetzung, wieviele qm ein Kinderzimmer in Deutschland haben soll, nicht schon obszön? – Daß Spielplätze öde sind, Mütter gehetzt Autofahrer rasen. Kinkerlitzchen? Scheinprobleme? Wo bleibt die Verhältnismäßigkeit? Wo bleibt die Moral? Das Mitleid? – Müßten nicht jedem, der seine gesunde und fröhliche Tochter ansieht, automatisch ausgemergelte Gesichter und aufgetriebene Bäuche einfallen?

Geschenkt: Mitleid, das Stimmung bleibt. Ein melancholisches Ziehen im Herz für die Zerlumpten und Hungernden. Was die tatsächlich brauchen sind Aufmerksamkeit, Geld, unser Wissen um Weltbank, IWF und terms of trade, politische Unterstützung, Revolutionen. – Mitleid zählt nur als Solidarität. Eine schöne Art davon heißt Konto 1016250300 BfG Düsseldorf Hilfsaktion Vietnam. Zum Beispiel.

Mitleiden spart Euch, für Jonas oder Jennifer, wenn sie sich das Knie aufgeschlagen haben.

Eine resolute Mutter geht mit ihrem Sprößling, der ein Pflaster am Kopf hat, durch die Fußgängerzone. Ein Punker bettelt sie an: »Haben Sie 'ne Mark für mich?« – »Nein ! « – »Was hat denn der Kleine am Kopf gemacht?« – »Der wollte auch 'ne Mark haben!«

(Aus Fernsehwoche 45/84)

Mann warf sich mit Baby vor einen Zug.

Homburg. Ein 39jähriger hat sich mit seinem 14 Monate alten Sohn bei Homburg im Saarland vor einen Zug geworfen, weil seiner von ihm getrennt lebenden Bekannten das Sorgerecht für das gemeinsame Kind zugesprochen werden sollte. (Lübecker Nachrichten 11 .12.84)

Als 1981 Marianne Bachmeier im Gerichtssaal den Mörder ihrer Tochter erschoß, ging eine Welle der Sympathie durchs Land. Neben den strammen law-and-order-Schreihälsen, die Frau Bachmeier als Heldin des gesunden Volksempfindens feierten, meldeten sich viele andere zu Wort, Linke darunter, die Selbstjustiz im Allgemeinen zwar ablehnten, in diesem besonderen Fall aber durchaus Verständnis für das Motiv der Täterin bekundeten: denn nicht aus Raffgier oder Eifersucht hatte sie getötet, sondern um den Tod ihres Kindes zu rächen. Und wenn es ums Leben der eigenen Kinder geht, hat auch liberale Langmut ein Ende.

Wie selbstverständlich das Schizophrene in der Bundesrepublik doch ist: Gerade die, die beim Gedanken an sexuelle Triebtäter, an »Kindesmißhandler« vor Haß zu kochen beginnen – gerade die betrachten Mißhandlungen ihrer Kinder als gutes Recht und ihre erzieherische Pflicht – wenn sie nur von ihnen selbst vollzogen werden: »Eine ordentliche Tracht Prügel hat noch keinem geschadet.« Und ein weiteres wird klar: Wer gutheißt, daß eine Mutter tötet, um *ihr* Kind zu rächen – keine Frage, der findet es allemal in Ordnung, wenn seine Nation, um *ihr* «Leben« (– »bundesrepublikanisch« ist dabei längst zu einem Synonym für »Lebensstandard« geworden –) zu sichern, über Leichen geht, zumal wenn ihm dies – als gestandenem Deutschen – mit einer Portion rassistischen Überlegenheitsdünkels serviert wird, oder er – sensibler Liberaler – lediglich die Augen zumachen und den geschärften Verstand abschalten muß.

Der Kampfruf »Alles für mein Kind« hat einen brutalen nationalen Verwandten: »Deutsche Panzer rollen wieder«.

Wieder allein zu sein. Zeit für sich einteilen zu können. Nicht mehr von Gequengel, Geplärre und Streitereien beim Lesen gestört zu werden. Ungestört miteinander schlafen zu können. Die Kinder aus dem Haus zu wissen. Für immer. Die Freude auf die Zeit »danach« ist selten verstohlen, manchmal übermächtig. Und gesund.

Trotz all dem. Manche schaffen es. Nehmen ihre Kinder ernst, unterdrücken aber vergötzen sie auch nicht, lassen sich nicht tyrannisieren und geben ihnen reichlich: Zeit, Ruhe, Freundlichkeit.

Aus Kindern werden Leute. Leute sind sich einig.

Daß der Kauf der Eigentumswohnung das Leben krönt. Daß Eigentum die Frucht der Arbeit ist. Daß die Früchte harter Arbeit unantastbar sind. Daß der Sinn des Lebens »für die Kinder« heißt. Daß ist's irgendwo Krieg, sie begehren nicht schuld daran zu sein. Daß sie in der besten aller möglichen Welten leben. Gute Leute. Doch wehe, das Öl für den Brenner wird knapp. Leute waren einmal Kinder.

Konkret 04/85, S. 46

Alexander Geringer

Frischfleisch

Geschäfte mit Embryos für Kosmetika, die auch abgeschlafften Müttern wieder junge Haut versprechen.

Die Pathologie der Wiener Poliklinik befindet sich im Hinterhof – immer dem Wegweiser »Kleiderabgabe« nach. Im Vorzimmer sitzen zwei Wellensittiche. Die Vögel haben sich der Totenstille angepaßt. Ich läute. Ein Mann in weißer Pflegeruniform öffnet die Tür. Aufgekrempeltes Hemd. Ausgetrocknete Arme. Der ständige Umgang mit Toten läßt ihn leblos wirken.

»Ich hätte gern Herrn Ackermann...«

»Ja bitte«, sagt er. »Um was geht's?«

Eine Dame mittleren Alters tritt ein. Hermann Ackermann unterbricht, bedient die Frau. Dann winkt er mir zu. Ich solle in den Aufenthaltsraum der Pfleger kommen.

Dort steht ein Mann, offenbar Jugoslawe. Er stellt sich mit »Stojan« vor. Zur Beschreibung Stojans muß ich nur ein Kindheitsidol in die richtige Hülle setzen. Pierre Brice als Winnetou mit schulterlangem Haar, markanten Backenknochen und für seine, wie er sagt, 15jährige Tätigkeit als Sektionsgehilfe in Österreich mit guten Deutschkenntnissen ausgestattet.

Ich stelle mich vor: »Rudolf Galli. Vertreter einer französischen Kosmetikfirma, der Vorbote, sozusagen. Ich habe den Auftrag, die Vor- und Nachteile einer Zweigniederlassung in Österreich abzuwägen. Der Grund, warum ich Sie aufsuche, ist, daß wir zur Produktion unserer Hautcreme Abtreibungsembryos benötigen. Ist es grundsätzlich bei Ihnen möglich, Embryos zu kaufen?«

Die Mienen der beiden Pfleger verheißen Interesse. In Anzug und Krawatte, frischrasiert und mit dezentem Aktentäschchen scheine ich überzeugend zu wirken.

»Des is scho viel Arrrbeit, weilll do miß ma schaun wos brauchbor is«, sagt Stojan.

Ich mache mein Angebot: Embryolieferungen ihrerseits gegen ein Honorar von 300 Schilling (ca. 45 Mark) pro Stück.

Die beiden rechnen im Geiste. Man kommt überein, sich wiederzusehen. Ich hätte, sage ich, jetzt nur noch meine Firma zu verständigen...

Humankosmetik

Am 9. Mai 1984 wirbt eine Kosmetikfirma in der Zeitung »Le Quotidien de Paris« für das Produkt L'Helichrysum, gewonnen aus menschlichen Embryos. Garantiert wird die Rückfeuchtung der im Sommer zu stark beanspruchten Haut. Zwei englische Journalisten machen einen Gynäkologen ausfindig, der gegen Geld Embryos an eine Chemiefabrik liefert. Dort werden Zwischenprodukte für Seifen und Kosmetikpräparate hergestellt. Diese mit »Humancollagen« versehenen Präparate garantieren jugendlich frische Haut. Der Arzt konzentriert sich auf Schwangerschaftsabbrüche bis zum 7. Monat. »Je entwickelter der Fötus«, meint er, »desto besser der Preis«.

Bei natürlichem Collagen handelt es sich um aufbauende Proteine, die stäbchenförmig – unabhängig von der Zellstruktur – gebunden sind. Für Schönheitspräparate sind diese Substanzen aus einem Grund interessant: Untersuchungen haben ergeben, daß der Collagengehalt der Haut bei der Geburt am höchsten ist. Manche Wissenschaftler glauben, mit »jungem« Collagen den Schlüssel zum Brunnen der ewigen Jugend gefunden zu haben.

Als Ergebnis einer aufwendigen autoradioaktiven Untersuchung stellte sich allerdings heraus, daß Collagencremes »bestenfalls den Feuchtigkeitsgrad der Haut erhöhen könnten – nicht aber regenerierend wirken«, wie ein Experte für Collagene am Krebsforschungsinstitut Wien urteilt.

Seine Aussage läßt darauf schließen: Die geschäftliche Ausbeutung der Abtreibung passiert für nichts und wieder nichts.

Curettageabfall

Wie vereinbart lade ich Ackermann und Stojan Bobdanovic zu einem Folgetreffen. Bobdanovic kommt allein.

»Na«, sagt er, »wie sieht's aus?«

Mögliche Kapazitätsauslastung, Qualität und Preis der Ware sind anfängliche Gesprächspunkte. Bobdanovic wird von zwei Spitälern mit Embryos beliefert. Zwei bis drei Behälter von dem einem und bis zu dreißig »Sackerln Curettageabfall« von dem anderen.

Die Verkaufsverhandlungen geraten zu Fachsimpeleien. Das Hauptproblem, erfahre ich, sei der zerstückelte Zustand des angelieferten Materials. »I schlag voaa, wia schaun uns desss amoil an, wenn ma a Lieferung bekommen.«

Embryohandel

»Es gibt Indizien und Beweise, daß Handel mit Embryos in manchen Ländern gängig und bereits sehr entwickelt ist«, sagt Roland Rösler und zückt seine Visitenkarte: Gelernter Werkzeugmacher, von Beruf Bundeswehrleutnant, seit 1977 CDU-Landtagsabgeordneter und bekannt als »rasender Roland« in Sachen »Handel mit ungeborenem Leben«. Rösler ist auch das deutsche Kettenglied einer internationalen Entente, der – wie es scheint – auch Otto von Habsburg und der belgische Parlamentsabgeordnete Fernandes Geyseling angehören. Eine für mich suspekte Allianz: Der Kampf gegen Handel mit Ungeborenen dient gleichzeitig als politisches Werkzeug gegen die Abtreibung selbst.

Rösler erweist sich als hilfsbereit und laßt mich in seinen Unterlagen stöbern.

Ich lese mit Erstaunen:

März 1981: Französische Zöllner finden bei einer routinemäßigen Kontrolle eines Kühltransporters menschliche Embryos – deklariert als Geburtsabfälle. Die heiße Fracht hätte aus Rumänien via Schweiz französischen Kosmetikherstellern zugestellt werden sollen.

Februar 1982: Schauplatz Santa Monica im US-Bundesstaat Kalifornien. Mehr als 500 Embryos, konserviert in Formaldehyd, werden entdeckt. Das Glück stand den Ermittlern Pate: der Empfänger, eine auf Schönheitsbehandlungen spezialisierte Privatklinik, hatte die Ware mit einem ungedeckten Scheck bezahlt und flog auf. Die »Abtreibungsabfälle« wogen pro Stück schon ein bis zwei Kilogramm.

In den späten 70er Jahren erprobt die US-Armee bakteriologische Waffen. Als Versuchsmaterial dienen menschliche Embryos. Herkunft Südkorea. Preis: 25 US-Dollar. Ein recht einträgliches Geschäft, wechselten doch binnen sechs Jahren viertausend Embryos den Besitzer, um ihren Dienst bei der amerikanischen Armee anzutreten.

In Helsinki und Cleveland werden in den späten 70er Jahren 20 Wochen alte Embryos enthauptet und ihre Köpfe an Maschinen angeschlossen. Der Versuch soll den Forschern die menschlichen Stoffwechselprobleme näherbringen.

Ein Professor Giorgio Data der Universität in Chieti, Italien, hat sich mit einer Reihe eigenartiger Erfindungen selbst in die Fußstapfen von Dr. Faustus gehievt. Er paßt durch Kaiserschnitt entfernte Embryos in ein Labyrinth von Drähten ein. Data wörtlich: »Ich kann die Entwicklung so beeinflussen, daß je nach Wunsch ein Athlet oder ein Genie entsteht.« Beim ersten Versuch hat's leider nicht geklappt, gesteht er 1981.

Derlei Praktiken kennt der Franzose Claude Jaquinot, Autor eines aufsehenerregenden Buches über den internationalen Embryohandel, zur Genüge: »In den USA«, ermittelte er, »werden Frauen mit Geld und moralischem Druck zur Abtreibung gezwungen«. Bevorzugte »Objekte« sind Frauen in materiellen und psychischen Notlagen. Und Fernandes Geyseling, belgischer Abgeordneter, ergänzt kompromißlos die Sachlage in Europa: »Es ist allgemein bekannt in Fachkreisen, daß Frauen dafür bezahlt werden, ihr Kind länger auszutragen, ergibt doch ein ausgebildeter Embryo besseren Rohstoff.«

Eingemachtes

In Neustadt, Bayern, ordiniert seit gut einem Jahr ein Arzt aus München. Dort gibt es keine Vergangenheit für ihn und die Menschen der kleinen Ortschaft grüßen freundlich mit: »Grüß Gott, Herr Doktor!« und »Wie geht's, Herr Doktor?«

Dr. Peter Otto, Gynäkologe, hat allen Grund, seiner Vergangenheit zu entfliehen. Prims hat zwei Jahre lang – nach Aussage eines Pflegers – rund 150 bis 200 Embryos von seinem Arbeitsplatz, einer Schwabinger Klinik, an eine Privatfirma verkauft. Teil des Geschäfts waren etwa fünf bis zwölf Embryos jenseits der 12. Woche. Sauber verpackt in Einmachgläsern, konserviert in einer Nährlösung, wurde die Ware per Botendienst abgeholt. Im Prospekt der Firma, einer LS-Laborservice, fanden sich denn auch Zellkulturen von menschlichen Embryoteilen: Haut, Muskeln, Nieren, Lunge und Gehirn.

Die Firma selbst wurde nach dem Eklat baldigst gelöscht, dem in die Affäre verwickelten Arzt die sofortige Kündigung nahegelegt. Man verhängte die ungeheure Summe von 350,- DM als interne Disziplinarstrafe über ihn. Staatsanwaltschaft und Ärztekammer blieben uninformiert.

»Otto«, schallt eine schwächliche Stimme durch den Telephonäther. »Hallo, Peter Otto...«.

Ich frage ihn, ob er jener Arzt sei, der damals...

»Lassen Sie mich in Ruhe!« schreit Otto. »Ich kenne niemanden. Ich weiß von nichts.« Ich frage, ob ich seinen Namen in einer Story nennen darf.

»Das ist alles zu lange her. Ich war nicht der einzige Arzt, der darin verwickelt war«.

Klick. Aufgehängt.

Neustadt ist ein netter kleiner Ort.

Handarbeit

Ich bin auf die Sekunde pünktlich. Ackermann öffnet die Eingangstür zur Pathologie der Poliklinik und begleitet mich in den Seziersaal.

Drei Metalltische, stilgerecht mit Saftrinne, Wasch- und Desinfektionsanlagen. Eine Motorsäge, Messer, Schleifwerkzeug und ein Holzhammer. der bereits Verschleißerscheinungen aufweist. Mich schaudert.

»Friherr«, knarrt Stojan, »hab' ich die Schäddehl alle mit Handsäge aufmochn missn. Des wor a Orbeit.«

In den Zähnen der Kreissägenscheibe kleben Hautfetzen. Ackermann kehrt mit Nudelsieb und Kübel zurück. Ein bestialischer Gestank übernimmt die Herrschaft über meinen Geruchssinn. Der Kübel enthält einen roten, zähflüssigen Brei – embryonale Reste, Blut und Plazentagewebe.

Mit Hilfe von Schöpflöffel und Sieb versucht Bobdanovic, geeignete Fleischstücke zu finden. Vergeblich. Erst mit den curettierten Abtreibungsembryos aus dem Spital hat Stojan mehr Glück. Hier sind zwei kleine Arme, dort Teile eines Rumpfs, etwa zwei Zentimeter lang.

Ich spüre, wie ich meine Stimme verliere. Panik. Brechreiz. Bobdanovic füllt eine Auswahl curettierter Embryos in eine Zuckerdose. »Vorsicht!«

Dann ist das Gefäß in der Kühlbox. Ich verspreche, das Material meinem französischen Auftraggeber zur Untersuchung vorzulegen und verlasse fluchtartig die Station.

Zellkulturen

»Ein menschlicher Fötus ist heute leichter und billiger zu bekommen als der eines Kalbes, den wir früher benutzten«, erläuterte vor Monaten der Besitzer einer französischen Kosmetikfirma die Marktsituation. Dr. Bachmeier, Forschungsleiter für Zellkulturen der Pharmafirma Sandoz Austria, ergänzt mir in einem Gespräch: »Humanföten fallen, aus welchen Gründen auch immer, sowieso an. Somit ist das eine sehr leicht zugängliche Quelle. Außerdem ist junges Gewebe vermehrungsfähiger.«

Kurzerhand beschließe ich, die Marktlage in Österreich zu sondieren. Ein erster Besuch bei einem Wiener Familienbetrieb entpuppt sich als erfolgsverheißend.

Die Dipl.-Ing. Zoltan Szabo Ges.m.b.H., mittlerweile in eine Nachfolgekommanditgesellschaft umgewandelt, ist ein kleines, aber finanzkräftiges Unternehmen. Mitte der 70er Jahre gegründet, verbuchte der Betrieb 1981 bereits saftige 29 Millionen Schilling (gut 4,1 Millionen Mark) Umsatz. Szabos Firma repräsentiert den Weltkonzern »Flow Laboratories« in Österreich. Das 120 Länder umfassende Unternehmen bietet in seinem Firmenkatalog auch Zellinien an. Mich interessiert vor allem die Katalogseite 12. Sie ist fast zur Gänze menschlichen embryonalen Zellinien gewidmet. Zum Repertoire gehören Nieren, Hypophysen, Vorhaut und Forscherdelikatessen wie Negerlungen – alle in Form von embryonalen Zellinien.

Frau Mag. Kröger, Cheftochter der Szabo-Ges.m.b.H., ist die Flow Lab-Spezialistin ihrer Firma. Auf meine Frage, woher jene embryonalen Zellinien stammen, die ihr Katalog anbiete, meint sie, man hätte sie »schon vor zehn Jahren angeschafft«. Die deutsche Flow Lab-Vertretung ist da schon genauer: »Diese gezüchteten Zellkulturen«, heißt es, »wurden vor zehn Jahren bei einigen Aborti gewonnen.«

Frau Kröger bemüht sich, ihre Tätigkeit zu präzisieren. Zellinien würden von ihr lediglich auf Anfrage bestellt und zwar in Irvine, Schottland. Es dauere sechs Wochen, bis eine Lieferung von Flow Labs europäischer Zentralbank eintreffe. Eine Einfuhrgenehmigung sei nicht erforderlich. Verkauft werde nur an Universitätskliniken und Institute. »An die Privatindustrie werden keine Zellinien abgegeben.«

Ich bleibe skeptisch: »Flow Lab verfügt über das weltweit größte Programm kommerziell erhältlicher Zellkulturen«, schlägt der Konzern in seinem Katalog die Reklametrommel. Dr. Ulrike Wintersberger, Universitätsprofessorin für Gentechnik und Genforschung an der Universität Wien bestärkt meine Zweifel, beliebig lang Zellkulturen von immer denselben Embryos zu gewinnen. »Ich weiß«, sagt sie, »ich weiß, daß sich junges Gewebe besser vermehrt, glaube aber, daß man doch ab und zu auf Primärgewebe zurückgreifen muß.«

Später erst stoße ich auf die Beantwortung der Gretchenfrage: Hat Flow Lab nicht doch embryonales Gewebe in größerem Ausmaß gekauft?

Die Antwort klingt wie eine skurrile Gruselgeschichte und liegt sieben Jahre zurück. Zwischen November 1975 und Juli 1976 wurde eine Art Luftbrücke errichtet. Bei 130 Transporten durch die Japan Airline wurden 433 Tiefkühlbehälter von Südkorea in die USA verschickt. Die Fracht waren Nieren aus abgetriebenen Embryos. Eine japanische Presseagentur enthüllte den Verwendungszweck »Experimente« – und der Vorsitzende der Sozialistischen Partei Japans, Den, bestätigte den regen Handel.

Empfänger in den USA: Die Firma Low Laboratories Inc. in Rockville.

Gehirnhäute

Stojan Bobdanovic ist ein erfindungsreicher Sektionsgehilfe. Sein Lohn ist kärglich und der Geschäftsgeist willig. »Brauchst du kane Duras? Gehirnhaut?. Mia hobn seaa schene Exemplare davon. Könnts draus machen Transplantate für Schönheitsoperationen!«

Ich beschließe, nach »kurzer Rücksprache mit der Firmenleitung« das Dura-Geschäft ins Firmenkonzept aufzunehmen. Die Vorzeichen sind günstig. Hinter der grauen Fassade der Pathologie wird seit Jahren ein gruseliges Geschäft abgewickelt. Bobdanovic verkauft nach eigenen Angaben seit 14 Jahren Gehirnhäute an eine Firma, »oba mia kriagn imma nua 100 Schilling pro Stück. Wenn du besa zahlts, kann ich auch a poa von die anderen Spitäler auf unsare Seitn bringen.«

Ich frage, ob die Firma von vielen Spitälern Gehirnhäute beziehe. »Die haben an die 20 Spitäler in Wien und donn no Eisenstadt und Wiener Neustadt. Des ist a deutsche Pharmafirma; da kommt immer a Ingenieur. 'Sei froh', sagt er, 'wenn'st übahaupt a Geld kriegst; ich hab genug Spitäler'.

Vor 15 Jahren is er kommen und hat g'sagt: 'Bitte, vakauf ma wos' und jetz, jetz tuat a uns erpressen.«

Ich schenke Bobdanovic einen verständnisvollen Blick. Eine frische Lieferung »Abtreibungsabfall« ist angekommen.

»Na, wos is? Wonnst des net aushaltst, bist ka Mensch.« Verpackt in einem Gurkenglas übernehme ich meine zweite Embryolieferung. Kostenlos. Als Draufgabe gibt's eine erste Gratis-Gehirnhaut. Später sollen es 500 werden – aus den diversesten Spitälern Wiens.

»Wenn wia gut z'sammenarbeiten«, sagt Stojan, »verdienen wia alle«. Ob ich nicht auch Hoden wolle, fragt er – für wachstumsfördernde Mittel. »Männliche Hoden – kein Problem.« Vieles könne er mir verkaufen, nur eines nicht: Da gäbe es einen – Bobdanovic schüttelt den Kopf – der »kommt imma wieda, schon seit länga, und zahlat bis zu 5.000 Schilling (etwa 700 Mark) für an Schädl. Oba wia soll i des mochn. Ich kann jo net Schädl abschneidn ! Des sieht ma im Grab.«

Und, verschwörerisch näherrückend: »Waßt, i glab, des is a Spion.«

Marktanteile

In dem von Bobdanovic erwähnten Spitälern Wiener Neustadt und Eisenstadt ist der Chef der Pathologie nur kurz zu sprechen. »Wenden Sie sich bitte an meinen Assistenten .«

Assistent Dr. Wolfgang Stieglbauer wirkt aufgeschlossen. Ich mache ein konkurrenzlos gutes Angebot: 300 Schilling für eine Gehirnhaut. Ein nachfolgendes Telefonat mit Dr. Stieglbauer gibt präzise Auskunft: »Wir sind interessiert und stehen im Prinzip dem Ganzen positiv gegenüber. Könnten Sie uns Einzelheiten bekanntgeben, sehr detailliert?«

Primarius Dr. Hackl, Vorstand der Pathologie in der psychiatrischen Klinik am Steinhof, ist noch präziser: »Da kommt schon seit drei Jahren ein Herr, der holt die Duras und Hypophysen von allen Pathologien ab. Das machen die Sektionsgehilfen selbst. Ich bin da ganz unbeteiligt.« Nachsatz: »Die jeweiligen Vorstände sind damit nie befaßt, weil ein Veräußern von Organteilen gesetzlich verboten ist«.

Universitätsdozent Dr. Wuketic, Vorstand der Pathologie im Lainzer Krankenhaus, ist am präzisesten: »In Wien ist es durchaus üblich, die Dura zu verkaufen, doch gegen das Wort verkaufen sträube ich mich. Duras werden für ein Arbeitsentgelt, das die Gehilfen empfangen, abgegeben. Verkaufen! Stellen Sie sich vor: Morgen wäre es schon die Überschrift in der Tagespresse.«

Ich mache mein Angebot. »Mir ist es an und für sich egal, wer die Dura bekommt. Natürlich wäre ein medizinischer Anstrich wünschenswert. Was ich aber nicht möchte, wenn Sie sich auf dem Markt etablieren wollen, ist, daß diejenige Firma, die – sagen wir mal, Marktanteile verliert – für eine unerwünschte Publicity sorgt. Das Ergebnis wäre, daß alles schwieriger wird oder daß damit Schluß ist.«

Der Schiedsrichter über die Leichenteile seiner stummen Patienten schweigt für einen Augenblick. »Schauen Sie, seitdem wir das neue Transplantationsgesetz haben, ist die Organentnahme auch ohne Zustimmung der Angehörigen gestattet. Das erleichtert das Ganze und, ja, Dura, was ist das schon. Es entstellt nicht einmal.«

Berufsverbot

Dr. Piatty, erklärter Abtreibungsgegner und Präsident der Österreichischen Ärztekammer, ist ein Fall von Handel mit Embryos und Leichenteilen nicht bekannt. »Vom medizinisch-ethischen Standpunkt ist der eine wie der andere Handel absolut abzulehnen. Sollte so etwas auch bei uns vorkommen, wäre das ein glatter Mißbrauch der betroffenen Ärzte.«

Nachsatz: »Ich würde gegebenenfalls disziplinäre Sanktionen einleiten. Von einer Vorwarnung über eine Geldstrafe bis, im Wiederholungsfall, zu Berufsverbot.«

Daß Gehirnhäute ihren Besitzer wechseln, ist bis dato klar. Daß seit vielen Jahren für die »harte Hirnhaut« toter Österreicher mit harter Währung bezahlt wird, um sie mit erstaunlichen Profiten weiterzuverwerten, ist ebenso klar. Bleibt eine Frage offen: Wer ist jener Monopolbetrieb, der um 100 Schilling (knapp 15 Mark) pro Stück ein Reservoir an Gehirnhäuten ankauft?

Marktführer

Bobdanovic zögert.

Ich erwähne »Absprachen mit anderen Firmen« . Um keine befreundeten Unternehmen zu gefährden, sei es notwendig, jeden Konkurrenten zu kennen.

Bobdanovic zögert.

Ich sei immerhin hier, um den österreichischen Markt genauestens zu sondieren.

Bobdanovic zögert.

»Ohne Firmenname kein Geschäft, Stojan!«

Stojan beginnt zu sprechen.

»Ich werd' dir den Namen sagen.«

Stunden später stehen wir am Stadtrand Wiens. Ein brauner Betonklotz baut sich vor uns auf.

»Braun Melsungen« ist eine westdeutsche Pharmafirma mit österreichischer Niederlassung. Unternehmenszweck ist Erzeugung und Vertrieb von Infusionslösungen, ärztlichen Bedarfsartikeln aller Art. Nahtmaterial für Operationen und – Organersatzmaterial, das dem Körper einverleibt werden soll.

Eine prosperierende Niederlassung: Allein das Stammkapital beträgt laut Handelsregister 28 Millionen Schilling. Ein erheblicher Anteil ist der pharmazeutischen Firma »Salus-Ges.m.b.H.« anzurechnen, die an Braun Austria beteiligt ist. »Braun Austria«, wird mir Chefpathologe Wuketic später wohlwollend erklären, »hat den Markt hier fest im Griff.«

Auch die Mutterfirma mit Sitz in Hessen ist für ihr knallhartes Management bekannt.

Und: Für umstrittene Präparate wie radioaktive Diagnostika.

»Die kaufen meine Gehirnhäute um 100 Schilling und eine Operation mit Hautverpflanzung kostet 30.000,-«, hat Bobdanovic mir sein Leid geklagt. Ich frage mich: Wo steckt die Differenz?

»Hirschmann«, meldet sich eine leise, bedachte Stimme am Telefon.

Ich bin am Ziel.

Hirschmann ist Ingenieur, Diplom-Ingenieur, und seit den 60er Jahren als Prokurist für Braun Austria zeichnungsberechtigt. Ich schlage ihm ein »Dura-Kartell« vor, >um den Markt aufzuteilen«.

»Sie wollen also in die Kliniken hineinkommen?«

»Ja.«

»Mhmhmmm. Diese Transplantate sind nicht registrierungspflichtig. Hm. In geschäftlichen Dingen muß ich Herrn Braun fragen. Auf Wiedersehen.«

Und plötzlich weiß ich, was mich so betrifft: Mein Vater starb in einem der genannten Krankenhäuser.

Vielleicht ist er ohne Gehirnhaut begraben. Es stört mich nicht, daß sie nun vielleicht ganz wer anderer im Gesicht trägt.

Nur daß ich's nicht wußte, stört mich. Und daß ich bis heute nicht weiß, wieviel andere – vielleicht – dran verdient haben.

Konkret 04/85, S. 50

Winfried Wolf

Ein Dollar Sturzflug

Die mittlerweile tägliche Bekanntgabe des Dollarkurses in den Fernsehnachrichten läßt schon die Katastrophe ahnen. Die folgenlosen Interventionen der Nationalbanken unterstreichen nur die Dominanz der Spekulation und damit die Anarchie des Marktes. Der Absturz des Dollar wird die Arbeitslosenzahlen in den USA, Japan und Westeuropa gewaltig in die Höhe schnellen lassen.

Die USA können nicht wie bisher vom Export von Dollar, vom 'Münzgewinn' leben. Sie brauchen eine Roßkur. Die Amerikaner müssen mehr arbeiten.« Als der Kieler Wirtschaftswissenschaftler Giersch diesen deutschen Professorenrat erteilte, befand sich der Dollar gerade auf einem nicht enden wollenden Sturzflug: Im Herbst 1978 war er gerade noch 1,98 Mark wert.

Die Roßkur kam mit der Krise der Jahre 1979-1982: Massenentlassungen in einem seit der großen Depression von 1929 nicht mehr erlebten Ausmaß. Immer weniger Amerikaner mußten immer mehr arbeiten. Und je mehr arbeitslos wurden, umso mehr wurde der Dollar wert. Als die Arbeitslosigkeit in den USA 1982/83 mit 13 Millionen ihren Höhepunkt erreichte, lag der Dollarkurs bereits um 50 Prozent über dem Stand von 1979.

Von dieser Roßkur profitiert das US-Kapital bis heute: Die Zahl der »gut«-bezahlten Arbeitsplätze in der Industrie liegt noch immer unter dem Niveau von 1979 – die vielzitierten »Millionen neuer Jobs«, die im Aufschwung 1983/84 geschaffen wurden, sind fast ausschließlich solche zu Billigstlöhnen im Dienstleistungsgewerbe.

Und doch war dieser Kriegsgewinn nur die Voraussetzung für den Höhenflug des Dollars – allein vermag er die Verdopplung des Kurswertes der US-Währung von 1980 bis 1985 nicht zu erklären. Andere materielle Faktoren, klassenpolitische Stimmungen und die Spekulation müssen angeführt werden, um ein vollständiges Bild zu zeichnen.

Die *Wirtschaftspolitik* der US-Regierung unter Reagan besteht aus einer Mischung von »depressiven« und »inflationären« (keynesianischen) Elementen. Während die Sozialausgaben massiv gekürzt wurden, werden mit dem größten Aufrüstungsprogramm der Geschichte hunderte Milliarden Dollar in die Ökonomie gepumpt. Die »Finanzierung« dieses »Investitionsprogramms« erfolgt, außer über die Ausgabenkürzungen im sozialen Sektor, vor allem durch Kredite. Das US-Haushaltsdefizit lag 1983 bei 70 Milliarden Dollar, kletterte 1984 auf 123 und wird für 1985 auf 215 Milliarden (= 730 Milliarden Mark) geschätzt – wohlgemerkt: in einer Periode des Wirtschaftsaufschwungs, bei der gemeinhin das Ziel eines *Abbaus* der Defizite postuliert wird. Die Kredite zur Deckung dieser Defizite wurden zunächst bei den US-Banken, inzwischen in wachsendem Maß bei ausländischen Banken aufgenommen. Am Ende des Jahres 1985 werden die USA das größte Schuldnerland der Welt, Brasilien, abgelöst haben, d. h. eine Auslandsschuld von mehr als 100 Milliarden Dollar aufweisen. Die Kreditaufnahme auf dem Binnenmarkt trägt zu einem hohen Zinsniveau bei, das um drei bis sechs Prozentpunkte über dem Westeuropas liegt. Das wiederum lockt ausländisches Kapital zur Anlage auf den US-Markt. Die Kreditaufnahme auf den Auslandsmärkten stellt ebenfalls eine ausländische Kapitalanlage in USA dar. Beides heißt: verstärkte Nachfrage nach Dollars, also: steigender Dollarkurs.

Klassenpolitische Stimmungen erwiesen sich als weiterer Treibsatz für die US-Währung. »Niemand hat es wohl seit dem Ende des Krieges so gut verstanden, den Kapitalisten die Urangst vor dem Verlust des Besitzes zu nehmen wie der amtierende US-Präsident.« So eine treffende Charakterisierung des »Spiegel«. »Der Mann, der es den Russen zeigt und der außerdem nun noch ein Schutzdach im All über die kostbaren Dollar-Milliarden decken will, trifft exakt jene Gemütslage, die beim big business seit jeher herrscht. Amerikas Ansehen in der Wirtschaftswelt ist lediglich mit der Stimmung zu vergleichen, die in den fünfziger Jahren herrschte.« Mit dem kleinen, jedoch wichtigen Unterschied: damals stimmten Stimmung und Realität überein, heute gibt es nur die Übereinstimmung von Stimmung und Spekulation.

Kein ernstzunehmender Ökonom geht Anfang 1985 davon aus, daß der hohe Dollar-Kurs »realistisch« ist. Weiterhin wächst die Produktivität der US-Wirtschaft langsamer als die ihrer wichtigsten imperialistischen Konkurrenten; die US-Industrie ruft angesichts der Importflut aus Westeuropa und Japan immer lauter nach Schutzzöllen und Handelsbarrieren; zehntausende US-Firmen stehen aufgrund des verschärften Konkurrenzdruckes vor dem Ruin; die Zahl der vom Zusammenbruch bedrohten US-Banken hat sich 1984 von 793 auf 901 erhöht; selbst führende Konzerne in den sog. Zukunftsbranchen wie IBM melden für 1985 Gewinneinbrüche.

Doch die *Spekulation* folgt ihren eigenen, irrationalen Gesetzen. Otto Pöhl, Chef der Deutschen Bundesbank, weiß: »Dieses System ist labil. Heute wird Tag und Nacht, rund um den Globus gehandelt... Alle haben die gleichen Informationen zur selben Zeit. Wenn der Zug in eine Richtung fährt, dann springen alle drauf...« Ging man früher davon aus, daß die Finanzströme an den Devisenbörsen in einem gewissen Bezug zu den Güterströmen, dem Welthandel stehen, so fand hier seit Aufhebung der festen Wechselkurse und seitdem immer mehr Kapital nicht produktive, sondern spekulative Anlage sucht (»vagabundiert«), eine grundlegende Veränderung statt: Während der weltweite Güterverkehr pro Jahr rund zwei Billionen Dollar ausmacht haben die Finanzströme inzwischen das zehnfache Volumen erreicht, sie

bewegen sich fast völlig abgehoben von den Güterströmen. An einem einzigen Tag werden an den internationalen Devisenmärkten bis zu 150 Milliarden Dollar gehandelt. Die bisher größte koordinierte Aktion der Nationalbanken gegen die Spekulation erfolgte am 26. Februar 1985: Gerade 1,5 Milliarden Dollar wurden auf den Markt geworfen; daß der Kurs des Dollars dann für einen Tag um 15 Pfennig fiel, zeigt, wie leicht die Entwicklung kippen kann. Daß kurz darauf der Dollar wieder neuen Höchstständen zutrieb, unterstreicht die Hilflosigkeit der Nationalbanken, die Dominanz der Spekulation und damit die Anarchie des Marktes.

Die wenigen Spekulanten unter den KONKRET-Lesern seien bezüglich des Zeitpunkts der Wende in der Dollar-Fieberkurve auf die Börsianer-Weisheit hingewiesen, wonach der Profi aussteigt, wenn die Dienstmädchen einsteigen. Letztere sind spätestens seit Frühjahr 1985 zu Gange.

Interessanter ist hier jedoch die Frage, welche *Folgen* ein neuerlicher Fall des Dollars haben wird. Auf eine Formel gebracht lautet die Antwort: Je später dieser (sichere) Dollarsturz einsetzt, desto größer die Gefahr eines unkontrollierten Falls der imperialistischen Leitwährung. Ein unkontrolliert fallender Dollar kann zum Startschuß einer neuen, nochmals tieferen Weltwirtschaftsrezession und zum Auslöser eines Börsenkraches werden.

Der bescheidene wirtschaftliche Aufschwung in den imperialistischen Ländern, der seit 1983 stattfindet, hängt am Tropf des Exports. Dieser wiederum ist in starkem Maß Ergebnis des hohen Dollar-Kurses. 1984 wurde der BRD-Export nach USA um fast 50 Prozent gesteigert; der US-Markt wurde über Nacht zum zweitwichtigsten Exportmarkt. Die Autokonzerne, die Chemische Industrie und der Maschinenbau haben Kapazitäten aufgebaut, die zu einem großen Teil für den US-Markt produzieren. Ein beschleunigter Fall des Dollars würde diesen Export abwürgen

Auf dem Sektor der internationalen *Finanzmärkte* kann ein Dollar-Verfall noch verheerender wirken. Eine internationale Kapitalflucht aus dem Dollar wäre das Ergebnis. Derzeit sind ausländische Guthaben im Wert von rund 200 Milliarden Dollar kurzfristig in den USA angelegt, können also binnen weniger Tage abgezogen werden. Diese Summe entspricht immerhin einem Viertel der gesamten Auslandsschulden der Dritten Welt; konzentriert auf ein, zwei Dutzend US-Banken muß eine solche Kapitalflucht das gesamte Finanzsystem der imperialistischen Zentren bedrohen.

Schließlich ist ein *zeitlicher* Faktor von Bedeutung. Je später ein rückläufiger Dollarkurs einsetzt, desto näher gerät er an den Beginn der nächsten *internationalen Rezession.* Vieles spricht dafür, daß 1985 das letzte Jahr des internationalen Aufschwungs sein wird. Ein massiv fallender Dollar am Vorabend oder gar zu Beginn einer neuen Weltwirtschaftsrezession kann dazu führen, daß diese in eine Weltwirtschaftskrise vom Ausmaß und mit den sozialen Folgen von 1929-32 umschlägt. Ohnehin ist bereits heute – ohne jede zusätzliche Dramatik, die ein solcher Dollar-Sturz auslösen kann – offensichtlich, daß diese kommende internationale Rezession von einer Massenarbeitslosigkeit begleitet sein wird, die mit über 40 und bis zu 50 Millionen registrierter Arbeitsloser allein in Nordamerika, Japan und Westeuropa weit über dem entsprechenden Niveau der großen Weltwirtschaftskrise von 1929 liegen wird.

Konkret 04/85, S. 52

Hermann G. Abmayr

Wer deckt Mengele?

Dutzende Nazi-Jäger waren und sind hinter ihm her. Doch 1 der aus dem bayerischen Günzburg stammende, ehemalige KZ-Arzt Josef Mengele, lebt noch immer in Freiheit. Bei seiner Flucht konnte er auf die Hilfe der Briten und Amerikaner zählen. Josef Mengele ist derzeit angeblich der meistgesuchte Nazi-Verbrecher der Welt. Ihm wird die Ermordung von zehntausenden Juden, Polen und Zigeunern zur Last gelegt. Wie konnte Mengele, der schon 1945 unter der Nummer 62517 auf der internationalen Liste der Kriegsverbrecher stand, untertauchen? Wer hat ihm geholfen?

Sicher ist, daß sich der KZ-Arzt 1944 mehrmals in Günzburg aufhält, wo er auch polizeilich gemeldet ist. Gegenüber Nachbarn erklärt er, daß er sich auf eine Niederlage der Nazis vorbereitet habe. Am 1. Januar 1945 besetzt die Rote Armee Warschau, am 17. Januar Budapest. Am gleichen Tag wird die Evakuierung von Auschwitz und allen Nebenlagern befohlen. Mengele wird ins Lager Groß-Rosen nach Schlesien beordert. Er verläßt Auschwitz nachweislich am 18. Januar. Von Groß-Rosen aus flieht er vor der heranrückenden Roten Armee. Er schlägt sich in Wehrmachtsuniform nach Norddeutschland durch.

Im Sommer 1945 fällt Mengele den Engländern in die Hände. Er kommt in ein Kriegsgefangenen-Lager in die Nähe von Neumünster. Dort trifft er zufällig Thomas Berchtold, einen aus dem Landkreis Günzburg stammenden ehemaligen Wehrmachtssoldaten. Berchtold: »Ich tauschte damals Schweinefleischbüchsen von mir gegen Zigarren von ihm.« Und so kommen die beiden ins Gespräch: »Wo kommen Sie her«, fragt Mengele freundlich, da ihm Berchtolds Dialekt aufgefallen war. »Ich komme aus Burgau aus den Landkreis Günzburg«, anwortet Berchtold, der zu dieser Zeit von Mengeles Verbrechen nichts wußte. »Ich bin Josef Mengele aus Günzburg«, stellt sich der Herr »in Offiziersuniform« vor. Er sei Sohn des Dreschmaschinenherstellers Karl Mengele. Berchtold ist zunächst mißtrauisch. Ihm klingt Mengeles Schwäbisch nicht echt genug, »zu württembergisch«. Doch als Mengele Einzelheiten von der Fabrik seines Vaters erzählt, hat Berchtold keine Zweifel mehr.

Mit Sicherheit haben die Engländer Mengele trotz seiner Wehrmachtsuniform als SS-Angehörigen erkannt. Er war deshalb in einem eigens für SS-Leute eingerichteten Nebenlager untergebracht. Unter seiner Achsel war, wie bei jedem SS-Mann, die Blutgruppe eintätowiert.

Einen Tag nach seiner Begegnung mit Berchtold, berichtet er seinem Landsmann überglücklich, daß er aus der Kriegsgefangenschaft entlassen werde. Er wolle nach Günzburg gehen und könne Berchtolds Angehörigen eine Karte mitbringen. Doch die kommt bei dessen Familie in Burgau nie an.

Wenige Monate später belasten Rudolf Höß, der ehemalige Lagerkommandant von Auschwitz, und weitere Zeugen im Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß Mengele schwer. Doch auch dies hält die US-amerikanischen Besatzungsstreitkräfte kurze Zeit darauf nicht davon ab, den in Wien Arrestierten wieder laufen zu lassen.

Das Pentagon verweigert bis heute »aus Gründen der nationalen Sicherheit« und um die Vertraulichkeit gegenüber einer fremden Regierung zu wahren, die Herausgabe von Dokumenten, die Aufschluß über die Gründe der Freilassung geben könnten. Die fremde Macht, die offensichtlich ihren »Anspruch« auf Mengele angemeldet hatte, ist Großbritannien.

Bis 1949 hält sich Mengele noch mehrmals in Günzburg auf. Es gelingt ihm dabei, der Entnazifizierungsprozedur zu entgehen, aber dann wird es ihm zu heiß. Ein Arbeiter der Landmaschinenfabrik »Karl Mengele und Söhne« zeigt ihn bei der örtlichen Polizei an.

Mengele setzt sich 1949 mit einem in der Schweiz ausgestellten Paß des Internationalen Roten Kreuzes (Nr. 100501) unter dem Namen Helmut Gregor nach Argentinien ab. Er erhält dort einen Personalausweis der argentinischen Bundespolizei. 1956 fühlt er sich so sicher, daß er mit seiner Geburtsurkunde zur deutschen Botschaft marschiert und eine Berichtigung seines Ausweises verlangt. Tatsächlich bekommt er die Papiere ohne Schwierigkeiten. Das aus diesem Grund angefertigte Paßfoto ist das aktuellste Bild, das der heute ermittelnden Frankfurter Staatsanwaltschaft vorliegt. Aufnahmen, die später entstanden sind, stellen den Gesuchten nach Angaben von Oberstaatsanwalt Hans-Eberhard Klein nicht dar. Das immer wieder von der »Zeit«, der »Süddeutschen« und anderen Blättern veröffentlichte Foto aus dem Jahr 1979 zeigt in Wirklichkeit einen Notar aus Buenos Aires.

Erst Ende 1959 kommt der Fall Mengele in der Bundesrepublik ins Rollen: Der ehemalige Auschwitz-Häftling Hermann Langbein aus Wien erstattet Anzeige gegen den NS-Verbrecher. Doch der zuständige Herr im Justizministerium »zeigt kein Interesse«. Er verweigert die Annahme der Anzeige, weil Justiz Ländersache sei. Und da Langbein die Adresse des KZ-Arztes nicht kennt, rät ihm der Beamte, die Anzeige zurückzuziehen. Doch Langbein recherchiert weiter, bis er einen Wohnsitz von Mengele ausfindig macht: Freiburg im Breisgau. Dort war Mengele bis 1944 gemeldet. Die Beamten in

Freiburg fühlen sich zuständig. Mitte 1959 erläßt das dortige Amtsgericht einen Haftbefehl »wegen dringenden Verdachtes des vollendeten und versuchten Mordes«.

Mengele besorgt sich 1959 zudem die Staatsangehörigkeit Paraguays und steht seitdem unter dem Schutz des deutschstämmigen Diktators Alfred Stroessner.

Die westdeutschen Behörden stellen einen Auslieferungsantrag, doch die argentinische Polizei »mauert«. Zwischen den Botschaften, dem Auswärtigen Amt und dem argentinischen Außenministerium, den Justizministerien und der Staatsanwaltschaft werden Akten hin- und hergesandt. Im Januar 1960 richtet Bonn telegrafisch an Buenos Aires – nun schon zum zweiten Mal – das dringende Ersuchen um Mengeles Auslieferung. Doch der argentinische »Procurator de la Nacion« teilt der Botschaft mit, daß die Anschuldigungen gegen Mengele eher »politischer« als »krimineller« Art seien. Wegen politischer Vergehen würde aber niemand ausgeliefert.

Ende 1959 kommt Josef Mengele zur Beerdigung seines Vaters nach Günzburg. Obwohl der Haftbefehl bekannt ist und ihn einige Günzburger erkennen, kann der Nazi-Verbrecher die Bundesrepublik wieder verlassen. Der damals zuständige Oberstaatsanwalt Rahn erhebt öffentlich Vorwürfe gegen die Stadt.

1962 fordert die Bundesregierung auch von Stroessner offiziell die Auslieferung des Angeklagten. Mengele verläßt Südamerika und läßt sich in Kanada unter dem Namen Josef Menke nieder. Dies geht aus Dokumenten hervor, die kanadische und US-amerikanische Behörden jetzt veröffentlicht haben. Um Washington und London nicht zu kompromittieren, hat die kanadische Regierung offenkundig auf eine Auslieferung Mengeles verzichtet, denn natürlich mußte befürchtet werden, daß der ehemalige Lagerarzt im Falle einer Inhaftierung auspackt.

Wo hält sich Mengele heute auf? Oberstaatsanwalt Klein hat zwar »zahlreiche Hinweise, aber keine heiße Spur«. Der französische Anwalt Serge Klarsfeld und seine Frau Beate dagegen erklären, Mengele könne binnen einer Woche gefunden werden, wenn die Bundesrepublik ihre Geheimdienste einschalte. Wie Simon Wiesenthal vermuten die Klarsfelds Mengele in Paraguay, und ein französischer Geschäftsmann hat erst dieser Tage berichtet, Mengele lebe im Gebiet von Pratis-Gill in der Nähe der paraguayischen Stadt Filadelfia.

Konkret 04/85, S. 57

Günter Amendt

Homosexuelle Suchtkultur

Reden wir von den Reden, die zum 8. Mai geredet werden und zwar von denen, die dieses Datum als 40. Jahrestag der Befreiung vom Faschismus verstehen. In diesen Reden werden Homosexuelle als Opfer des Faschismus kaum vorkommen. Das ist schlimm.

Das ist schlimm angesichts von Überlegungen im Bundesgesundheitsministerium, ein »Gesetz zur Bekämpfung übertragbarer Krankheiten durch Intimkontakte« zu erlassen, um die Verbreitung der »neuen Lustseuche« A.I.D.S. zu stoppen. Dieses »erworbene Immundefekt Syndrom« kommt als sprachlicher Schnellimbiß unter dem four-letter-word Aids wie eine Werbekampagne daher und hat bisher in den USA und in Europa besonders die homosexuelle Population getroffen. Die ist mit dem geplanten Katalog von Erfassungs- und Kontrollmaßnahmen auch gemeint. Das läßt den Vorstand der »Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung« befürchten, im Schatten von A.I.D.S. werde »ein neues Kapitel der Homosexuellenverfolgung aufgeschlagen.« Am schlimmsten aber ist die Reaktion verbliebener Aktivisten der Homosexuellenbewegung. Schon das Aufkommen eines Sturms läßt sie in Deckung gehen. Offenbar unter dem Druck kollektiver Schuldgefühle rücken sie bereitwillig mit Selbstbezichtigungen heraus und geben, ganz im Sinne des Verursacherprinzips, Verhaltensmaßregeln aus, auf die nur kommen kann, wer den »homosexuellen Lebensstil« als Krankheitsverursacher auch akzeptiert.

Besorgte und nicht selten besessene Epidemiologen mit dem Überzeugungseifer von Rassenhygienikern finden unter den Homosexuellen ihre gläubige Zuhörerschaft. Daß diese den statistischen Wirrwarr und den oft manipulativen Umgang mit Datenmaterial nicht zu entlarven fähig sind, ist ihnen nicht vorzuwerfen. Doch in ihrer Sehnsucht nach Normalität, in ihrer Bereitschaft, sich zu unterwerfen und anzupassen gehen manche, wie etwa die Zürcher Homosexuellen Aktion (HAZ), weiter, als es der fanatischste Epidemiologe wagen würde.

Wissenschaftlich unbestritten ist nur: A.I.D.S. kommt vor in Afrika, auf Haiti, in den USA und in Europa. Das reicht den Verfassern einer HAZ-Broschüre über Verbindungslinien den Weg des Virus so nachzuzeichnen, daß eine Wanderbewegung von Afrika über die Karibik in die USA und Europa suggeriert wird. Vom schwarzen Afrika, über die braune Karibik ins Zentrum der weißen Herrenrasse. Solchen verkappt rassistischen Schlußfolgerungen würde kein Seuchenforscher zustimmen können, wo es doch ebensogut denkbar ist, daß das Virus von europäischen oder nordamerikanischen Sextouristen beispielsweise in die Karibik eingeschleppt wurde.

Was von der Homosexuellenbewegung übriggeblieben ist, befindet sich in einem miserablen Zustand – die A.I.D.S. Diskussion hat das nur offengelegt. Zu untersuchen wären die Gründe für diesen Niedergang. Dabei wären die Mauern selbstgesetzter Tabus zu zerschlagen und das Netz von Mystifikationen, in das sich die bewegten Homosexuellen eingewoben haben, zu zerreißen.

Von Martin Dannecker, dem wir die noch immer kreativsten und originellsten Beiträge in der Homosexualitäts-Diskussion verdanken, wird den Homosexuellen bescheinigt, sie befänden sich »nahe am Trieb«, eine Formulierung, die in der Szene begeistert herumgereicht wird. Verständlich, denn wer läßt sich nicht gerne bestätigten, unter einer ersten Adresse erreichbar zu sein – gar zuhause und daheim. Und der Trieb, das folgt meist als ergänzender Hinweis, ist, o wie lieb, subversiv. Wer daran zweifelt, der liegt schief. Hier wird das antiquierte Dampfkesselmodell der Sexualität von einem neuen, eleganten Triebwagenmodell abgelöst, ohne auch nur zu erörtern, daß die so gefeierte »Subversivität des Triebs« ihre Implosionsgefahren in sich birgt und sich wie ein Rohrkrepierer ins Selbstzerstörerische umwandeln kann. Als sei der ruhelose Weg vom Es zum Ich und das ständige Hin und Her zwischen beiden eine Wanderung durch die Biologie. Auch dieser Weg ist gesellschaftlich ausgeschildert. Die Mystifikation des Triebs liegt politisch nicht nur beside the point, sie behindert auch die überfällige Selbstreflektion der homosexuellen Suchtkultur.

Es sei, so Dannecker in einem Essay über »Die Sexualität der Figuren in Hubert Fichtes Werk«, ein geläufiges Mißverständnis, »flüchtige sexuelle Begegnungen als oberflächlich zu charakterisieren«. Auch das ist schön gesagt und hat Bestand, solange es das zwanghaft Süchtige dieser Art von Partnersuche ausläßt. Darum aber geht es, wenn in der A.I.D.S. Diskussion die Frage nach der Promiskuität hochkommt, eine Frage, die nicht schon deshalb ad acta gelegt werden darf, weil sie den neuen Moralisten der Monogamie als Einfallstor für ihre Repressionspropaganda dient.

Dannecker versieht diese »habitués« des Flüchtigen mit allen Weihen der Tiefe und attestiert ihren sexuellen Handlungen »mächtige Libidobewegungen«, die in »hoher Verdichtung« ablaufen. Wer möchte nicht so nahe beim Trieb wohnen, müßte er sich nicht ständig mit dem Verdacht herumschlagen, sich in der Nachbarschaft fetischistischer Objektwahl niedergelassen zu haben und damit eben doch nur an der Oberfläche flüchtig-sexueller Begegnungen.

Auch Dannecker scheint dieser Verdacht beim Schreiben gekommen zu sein, denn sein kunstvoll bereitetes Essay-Soufflé fällt am Ende zusammen, wenn er in der Promiskuität dann doch nur ein »mitunter ganz lustvolles« Verhalten sehen kann. Jedes Bedürfnis das zur Sucht verkommt, treibt unweigerlich in soziale Konflikte. Es schafft im Banne von Beschaffungsproblemen Abhängigkeiten, die soziale Strebungen – von politischen Veränderungsbestrebungen nicht erst zu reden – verkümmern lassen. Dem trägt jener Teil der Homosexuellenbewegung Rechnung, der sich im Prozeß seiner Entpolitisierung nur noch darauf kapriziert, sexuelle Freiräume offenzuhalten. Nichts scheint manchen Homosexuellen mehr zu quälen als die Frage, ob er im Schatten von A.I.D.S. ungestört und unhinterfragt seine bisherigen Lebensgewohnheiten fortsetzen darf, auch wenn diese Gewohnheiten schon lange vorher von anderen bewegten Homosexuellen problematisiert wurden. Am Ende fragt man sich verwundert, wie jemals jemand auf die Idee kommen konnte, Menschen auf der Grundlage ihrer sexuellen Identität politisch organisieren zu wollen.

Der in diesem Heft veröffentlichte Text von Karl-Heinz Roth über die Homosexuellenverfolgung mittels therapeutischer »Behandlung« und hormoneller »Umstimmung« enthält eine message, an die erinnert werden muß, will man die Lehren aus dem Faschismus auch in dieser Frage ernsthaft ziehen.

Zwar liest man mit großer Genugtuung, wie sich einzelne Homosexuelle, um der Vernichtung zu entgehen, den Befragungen listig entzogen, doch ist auch zu fragen, welche Voraussetzungen nötig waren, solche List anwenden zu können. Klassen- und Bildungsprivilegien dürften bei diesem Kampf ums Überleben eine wichtige Rolle gespielt haben. Besonders gefährdet waren die unangepaßten, die bereits karteimäßig erfaßten, die als Effeminierte leichte identifizierbaren Homosexuellen. Tausende von ihnen wurden vernichtet, Zehntausende wurden gedemütigt, gequält und eingesperrt, aber Hunderttausende funktionierten als deutsche Männer in der Nazi-Vernichtungsmachinerie, viele von ihnen nicht listig sondern lustvoll erregt vom 'Mann-männlichen Eros' der Naziorganisationen und dem Männlichkeitswahn militärischer Rituale, in denen sich ihre Sehnsucht nach Normalität schrecklich erfüllte.

Das ist die verborgene message. Nicht Widerstand, sondern Anpassung um jeden Preis, womit wir wieder beim Ausgangspunkt wären – vierzig Jahre danach.

Konkret 04/85, S. 58

Karl Heinz Roth

Mannes-Zucht

Die Nazis wollten die »Homosexuellen-Frage« endgültig lösen. Durch die Verfolgung und Vernichtung der Schwulen. Aber auch durch deren therapeutische und hormonelle »Umstimmung« – wie Karl-Heinz Roth belegt. Denn der Hitler-Staat brauchte Arbeitskräfte und Soldaten

Seit den Veröffentlichungen von Rüdiger Lautmann, Hans-Georg Stümke und Rudi Finkler wissen wir in ersten Umrissen, mit welcher Brutalität und Systematik die Nazis gegen Homosexuelle vorgingen. Indem sie polizeiliche Rasterfahndung, Spitzelwesen, medizinische Leibesstrafen, juristische »Sicherungsverwahrung« und SS-Terror in den Konzentrationslagern miteinander verbanden, gelang ihnen ein zerstörerischer Zugriff, von dem sich die homosexuelle Subkultur bis heute nicht erholt hat.

Nun ist dieser zweifellos richtige Gesamteindruck im Hinblick auf die Zeit nach den großen Razzien von 1933 bis 1936 durch eine Reihe zusätzlicher Tatsachen zu ergänzen. Aufregend ist vor allem ein Bericht über den Umgang der Wehrmachtspitzen mit dem »Homosexuellenproblem«: hier zeigt sich, wie sich die nazistische Wut gegen die »bevölkerungsbiologisch« und »staatspolitisch« gleichermaßen verhaßten Schwulen mit feinen Abstufungen beim Zugriff und beim Aussondern verbunden hat.

Überall da, wo der Homosexuelle seine von den Kripostellen durchsetzten Schlupfwinkel verläßt und in den sozialen Alltag hinüberwechselt, werden die Verfolger zurückhaltend und vorsichtig. Bei den Truppen erhält die Kampfmoral Vorrang vor der hemmungslosen Verfolgung, und je massenhafter sich die Homosexualität in den mörderischen Männerbünden des »totalen Kriegs« aktiviert, desto mehr finden die Appelle Gehör, doch um des »sozialen Friedens« willen genauer zwischen den »Böcken und den Schafen« zu trennen.

Bei der Durchsicht der Urkunden aus den wichtigsten Männer-Institutionen des »Dritten Reichs«, sei es nun Hitlerjugend, Reichsarbeitsdienst, Heer, Kriegsmarine oder Luftwaffe, ergibt sich immer das gleiche Bild. Die große, gegen die SA gerichtete Säuberungsorgie des Jahres 1934, bei der das Verdikt der Homosexualität eine wichtige taktische Funktion innehatte, wiederholte sich später nicht mehr, obwohl es durchaus Gründe dafür gegeben hätte.

Das in den bisherigen Veröffentlichungen gezeichnete Bild muß also in einigen wesentlichen Aspekten korrigiert werden. Es ist wahr, daß die homosexuelle Subkultur der großen Städte in den ersten Jahren der NS-Herrschaft zerstört wurde, und daß die Juristen, Knastärzte, Psychiater und SS-Schergen mit den im Verlauf dieser ersten Verfolgungswelle Sistierten grausam und zynisch umgingen. Wahr ist aber auch, daß sich die Verfolger dabei zunehmend der Sinnlosigkeit ihres Tuns bewußt wurden.

Eine Normabweichung von den streng auf Kinderproduktion ausgerichteten Prinzipien des »Geschlechtshaushalts der Nation« (Heinrich Himmler) ließ sich nur dann polizeilich-repressiv erledigen, wenn sie sich in einem abgeschlossenen Milieu präsentierte. Mit polizeilichen Mitteln allein war aber nichts mehr zu machen, wenn sie vor den Razzien auswich und sich in die – ja reichlich potentielle Partner präsentierenden – Massenorganisationen flüchtete. Von den zuständigen NS-Spitzen wurde die Zahl der untergetauchten Homosexuellen seit 1936/37 auf drei bis vier Millionen geschätzt.

Für die nazistischen Gesellschaftssanierer war diese Einsicht ein schwerer Schlag. Trotz aller Säuberungen steckte der »Volkskörper« voller Laster, Unangepaßtheiten und verschwiegener Dissidenz. Bei den Kongressen und Tagungen, die sich diesem Phänomen widmeten rangierte das »Homosexuellenproblem« ganz oben auf der Traktandenliste. Das Terrain der Erfassung und Ausgrenzung mußte offensichtlich gewechselt werden.

Da aber niemand wußte, wie das zu bewerkstelligen sei, erlebte die »Homosexuellenforschung« eine neue Hochkonjunktur. Natürlich war es sozialpolitisch unmöglich, drei Millionen Männern die Hoden abzuschneiden und sie zur »Sicherungsverwahrung« zu verurteilen oder in die Konzentrationslager zu stecken. Deshalb waren jetzt Methoden gefragt, die es ermöglichten, die breite Masse der Homosexuellen »therapeutisch umzustimmen«. Nur die – möglichst – wenigen, die berühmten »hartnäckigen Fälle«, die sich nicht heilen ließen, sollten stigmatisiert und vernichtet werden wie bisher. Es gilt über zwei Ansätze zu berichten, die in jüngster Zeit wieder aktuell geworden sind.

Im Frühjahr 1938 startete Herbert Linden, seines Zeichens Ministerialrat und Leiter der Gesundheitsabteilung des Reichsinnenministeriums, eine vertrauliche Umfrage. Von den seit 1936 im »Deutschen Institut für Psychologische Forschung und Psychotherapeuten« wollte er wissen, wieviele Homosexuelle sie in den vergangenen 15 Jahren mit welchem Erfolg behandelt hatten. Das Ergebnis war eher bescheiden: Matthias Heinrich Göring, der Leiter des Instituts, machte 510 homosexuelle Patienten namhaft.

Immerhin genügte diese Zahl erfolgreich »Umgestimmter« dem hellsichtigen Linden, um die Teilnehmer einer vom Reichsjustizministerium veranstalteten Fortbildungswoche auf eine dringend erforderliche Erweiterung ihrer Sanktionspalette gegenüber homosexuellen Delinquenten aufmerksam zu machen. Wissenschaftlich sei die These einer

»erbminderwertigen Veranlagung« zur Homosexualität nicht mehr unangefochten, und »die Erfahrungen der Psychotherapeuten« versprächen Licht am Ende des Tunnels, weil »sich bei fast allen Homosexuellen frühe, wenn auch verschüttete heterosexuelle Tendenzen nachweisen lassen.«

Lindens Vortrag vor den Staatsanwälten und Strafrichtern des »Dritten Reichs« war ein Signal. Die Psychotherapeuten, die auch in Sachen Homosexuellenforschung bislang eher ein Schattendasein am Rand der wissenschaftlichen Machtkämpfe zwischen Genetikern Psychiatern und Juristen gefristet hatten, wurden hoffähig. Maria Kalau vom Hofe und Felix Boehm, beide Psychoanalytiker, bauten im »Deutschen Institut« eine Abteilung für forensische Psychologie auf, um von ihr aus ein »Forschungswerk zum Homosexuellenproblem« zu starten. Sie betreuten bald einen festen Klientenstamm, der überwiegend aus jugendlichen Homosexuellen bestand. Die meisten dieser Delinquenten hatte die Kripo erfaßt und dann die jeweils zuständigen NS-Massenorganisationen – HJ, BDM und NS-Volkswohlfahrt – eingeschaltet. Im Rahmen der »jugendärztlichen Betreuung« abweichenden Verhaltens seitens der HJ beispielsweise war seit 1941 die Überweisung von Sexualdelinquenten zum Psychotherapeuten Routineprogramm.

Seit Kriegsbeginn wurden die Berliner Psychotherapeuten auch in die kriminalpolizeiliche Verfolgung von erwachsenen Homosexuellen eingeschaltet. »Einmalig Entgleiste« wurden ihnen zur Behandlung zugeschickt und ansonsten nur »überwacht«. Aber auch die die wegen »der Verführung mehrerer Partner« in »polizeiliche Vorbeugehaft« gerieten, erhielten noch einmal eine Chance, um die »zu einem erheblichen Teil aus Homosexuellen« bestehenden »KZ-Belegschaften« abzubauen: »Oberstabsarzt Prof. Dr. Göring im Reichsluftfahrtministerium versuche durch psychotherapeutische Untersuchungen die Wiedereingliederung solcher Menschen in die Volksgemeinschaft und mache damit gute Erfahrungen.«

Es wäre ein Aufsatz für sich, die bis zum Kriegsende immer intensivere Einbeziehung der Psychotherapeuten in die nazistische Verwaltung des »Homosexuellenproblems« nachzuzeichnen. Natürlich handelte es sich um keine Psychotherapie nach unserem heutigen Selbstverständnis, eher um eine letzte Chance für den nach Berlin geschickten Klienten: Wer »rückfällig« wurde, wurde gnadenlos ins KZ zurückgeschickt. Auffällig ist überhaupt der Zynismus, mit dem sich die NS-Psychoanalytiker und -Therapeuten in das sozialtechnische Gesamtprogramm zur Eindämmung der Homosexualität integriert haben.

Aber auch in den Konzentrationslagern wurden die Homosexuellen seit etwa 1942 nicht mehr umstandslos »durch Arbeit vernichtet«. Seit 1942 wurde selbst die Arbeitskraft des KZ-Häftlings knapp und die SS bemühte sich sehr, die Homosexuellen durch neuartige Verfahren »sexuell umzustimmen« und zugleich »leistungsfähiger« zu machen.

Im Sommer 1943 schloß der »Reichsarzt SS« Gradwitz einen Vertrag mit dem dänischen SS-Sturmbannführer und Hormonforscher Carl Vaernet, der sich anheischig machte, Homosexuelle durch den Einbau einer »künstlichen Drüse« kurieren zu können. Vaernet glaubte, daß die Veranlagung zur Homosexualität durch einen Mangel an männlichem Sexualhormon bedingt sei, wie es normalerweise in den Hoden gebildet wird. Man brauchte ihnen nur die fehlende Hormonmenge dauerhaft zuzuführen, und schon war der homosexuelle Spuk vorbei:

»Eine Sexualhormon-Therapie, die den Blutspiegel des männlichen Sexualhormons auf die normale Höhe heben kann, hilft... diesen Menschen über ihre Schwierigkeiten hinweg... Eine solche Therapie befreit sie von einem kranken Schicksal, Zuchthäuser u.a. von zahlreichen Gästen, und macht diese Menschen zu wirksamen und wertvollen Mitgliedern der Allgemeinheit.«

Ab Juli 1944 durfte Vaernet im KZ Buchenwald seine Thesen an homosexuellen Versuchsopfern erproben. Zuvor kastrierten, aber auch unkastriert gebliebenen Männern, pflanzte er einen Geschlechtshormon-Preßling ein, um durch die Dauer-Abgabe von zusätzlichem Testosteron ins Blut ihre »Verhaltensdefekte« zu normalisieren. Natürlich blieben die »Erfolge« nicht aus. Wußten die Versuchsopfer doch genau, daß ihr Überlebenschancen stiegen, wenn sie ihre heterosexuelle »Umstimmung« irgendwie unter Beweis stellten. Das war natürlich nicht einfach, und die »Probanden« zogen sich folgendermaßen aus der Schlinge (Zitat aus einem Versuchsprotokoll):

»Die Depressionen sind verschwunden – freut sich auf die Zeit, wo er entlassen wird, macht Pläne für die Zukunft... Auch seine erotische Gedankenwelt hat sich ganz verändert – früher waren alle seine erotischen Gedanken und Träume auf junge Männer gerichtet, aber jetzt nur auf Frauen. Meint, daß das Lagerleben ungünstig ist – hat an die Frauen im Bordell gedacht, aber wegen 'religiöser' Gedanken kann er nicht hingehen.«

So oder ähnlich argumentierten die meisten homosexuellen Versuchskaninchen. Einige streuten geschickt in die Versuchsprotokolle ein, daß auch ihre körperliche Leistungsfähigkeit enorm gewachsen sei. Die SS-Spitze war jedenfalls begeistert. Vaernet selbst schickte sich an, seine kommenden Patente so teuer wie möglich zu verkaufen. Noch unter dem Grollen der sich nähernden Front feilschte er hartnäckig mit der dem Wirtschafts-Verwaltungshauptamt der SS unterstehenden »Deutschen Heilmittel GmbH« um seine Tantiemen. Freilich machten andere das Rennen. Vaernets »künstliche Hormondrüsen« von damals sind heute viel handlicher – Depot-Langzeitpräparate, wie zum Beispiel Testosteron-Depotampullen.

Psychotherapie und Hormonforschung passen wohl kaum in das Bild, das wir uns bis heute von der nazistischen Homosexuellenverfolgung gemacht haben. Es steht keineswegs in Abrede, daß die Geschichte auch dieser sozialen Minderheit von Razzien, Spitzeldurchdringung, von KZ-Terror und Vernichtung geprägt ist. Dennoch handelt es sich nur um die halbe Wahrheit. Als die Nazis sich von der Vergeblichkeit ihrer Ausrottungsstrategie überzeugten, als ihnen die Massenhaftigkeit des Phänomens Homosexualität bewußt wurde, wichen sie auf sehr moderne »Alternativen« aus. Psychotherapie und Hormonexperiment wurden zu integralen Bestandteilen einer weit gefächerten sozialen Überwachung, Regulierung und Kontrolle.

Heute befinden wir uns erneut in der Ära einer umfassenden »sozialbiologischen« Wende, der Mythos von der verhaltenstherapeutischen und hormonellen »Umstimmung« eines stigmatisierten Verhaltens lebt wieder überall auf. Wir können ihm besser begegnen, wenn wir uns seine verschwiegene Vorgeschichte kritisch aneignen.

Der Text ist vollständig abgedruckt, ergänzt um bislang unveröffentlichte Dokumente, im Sonderheft »Sexualität KONKRET 1985« Ab 2 April am Kiosk

Konkret 04/85, S. 62

Martin Schäfer

Los Lobos - Unter Wölfen

□ Sollen die doch für Reagan spielen□ , maulte ein Kritiker beim Berliner Jazz-Fest und flüchtete aus dem Konzert

Womit der gute Mann bloß zweierlei bewies: seine Ignoranz – denn Chicanos stimmen im allgemeinen so wenig für Reagan wie die Schwarzen – , und sein Unvermögen, zwischen *einfacher* und *schlechter* Musik zu unterscheiden. Aber das Einfache ist oft das Schwierigste, das gilt nirgends so wie im Rock'n'Roll.

Die Behauptung sei gewagt: die Chicano-»Wölfe« sind die besten zur Zeit aktiven Vertreter jener dreißigjährigen amerikanischen Musiktradition, die sich aus schwarzem Rhythm & Blues und weißem Country herausgebildet hat. Die besten nicht nur, weil sie mit einer großzügigen Dosis mexikanischer »Nort□no«-(»Tex-Mex«)-Klänge für neue Frische sorgen; die besten auch, weil sie mit einer Subtilität, einem »Feeling« und einer tief verwurzelten Selbstverständlichkeit spielen, wie sie im Moment höchstens noch (auf der schwarzen Blues/Soul-Seite) die Robert Cray Band aufzuweisen hat. Und die stammt wohl nicht zufällig aus derselben neuen Club-Szene von Los Angeles, hat zum Teil sogar dieselben obskuren Klassiker wie »I Got Loaded« im Repertoire.

Nach den langweiligen siebziger Jahren hat Südkalifornien im Gefolge von Punk und New Wave, eine erstaunliche musikalische Renaissance erlebt. Noch wichtiger: Gruppen wie Jeffrey Lee Pierces »Gun Club«, »X«, die »Blasters« entdeckten und bewiesen, daß die voreilig totgesagte RockVergangenheit durchaus noch Impulse zu geben vermag – und schufen damit ein neues Publikum für ungebrochene, rauhe Traditionalisten wie eben »Los Lobos«. Rock'n'Roll als pure Vermittlung von Energie und Gefühlen, das hatten die vier Chicanos schon jahrelang praktiziert, aber quasi unter Ausschluß der englischsprachigen Öffentlichkeit, in ihrem Ghetto von Ost-Los Angeles, einer Subkultur, die das »weiße« Amerika nur in periodischen Abständen wahrnimmt. Zum letzten mal auf musikalischem Gebiet um 1970, als der Erfolg von »Santana« eine regelrechte »Latin-Rock«-Welle auslöste.

Aber die Wurzeln der »Lobos« reichen noch weiter zurück, zum allerersten Chicano-Rocker Ritchie Valens (»La Bamba«), der 1959 zusammen mit Buddy Holly ums Leben kam, zu Chan Romero, dessen »Hippy Hippy Shake« in den englischen Beat Eingang fand – und eben zur »Nortêno«-Musik, der Musik ihrer Eltern eigentlich, der wahren Musik der einstigen mexikanischen Nordprovinzen Texas, New Mexico, Arizona, Kalifornien, wo Handorgel, Altsaxophon und »bajo sexto« dominieren, wo der Akkordeonist Flaco Jimenez fast wie ein Heiliger verehrt wird.

Zum ersten Mal las ich von »Los Lobos« im US-Fachblatt »Billboard« Ende 1983. Eine Mini-LP war da angekündigt, »... and a Time To Dance« der beziehungsreiche Titel, ein Zitat aus Pete Seegers »Turn! Turn! Turn!« – das Programm der »Lobos« in fünf Worten vorweggenommen. Was mich eigentlich aufmerksam machte, war der Name des Koproduzenten T-Bone Burnett, nicht nur für Dylan-Fans ein alter Bekannter (von der »Rolling Thunder Revue«, von der »Alpha Band«, diversen exzellenten Soloplatten, neuestens eine »akustische« Tournee mit Elvis Costello). Ein gutes halbes Jahr ging's, bis die Platte auch in Europa erschien, bei »Rough Trade« (noch hatte das große Business den Braten nicht gerochen). Aber das Warten lohnte sich, »... and a Time To Dance« war alles, was ich mir versprochen hatte, und noch mehr: Sieben Stücke, zwei davon spanisch gesungen, der Rest solid zwischen Rock'n'Roll und Rhythm & Blues, eine Valens-Nummer (»C'mon Let's Go«), aber das Ganze ein nahtloses Vergnügen, David Hidalgos Akkordeon an Raffinesse durchaus mit einem Jimenez vergleichbar. Dann, im Herbst, die große Überraschung: »Los Lobos« an den Jazz-Festivals von Berlin und Zürich, kontroverse Publikumsreaktionen (siehe oben), aber für alle Liebhaber von wirklichem Rock nur ein mögliches Urteil: »Das Konzert des Jahres« (»spex«).

Wie gut »Los Lobos« effektiv sind, davon bekam ich schon beim Berliner Soundcheck einen Begriff. Es gibt Musiker, die dudeln Belangloses vor sich hin – nicht so die »Wölfe«; Hidalgo und César Rosas brauchen bloß kurz in ihre Gitarrensaiten zu greifen, und das klingt schon, klingt nach tiefem Blues, nach Leuten, die wissen, worum's geht. Dasselbe beim Gesang: Rosas' düster-drohender Bariton und Hidalgos gefühlvollbittender Tenor ergänzen sich perfekt, verkörpern je eine Seite des Rock'n'Roll-Spektrums seit Elvis Presley und Sam Cooke. Und mit »Anselma« geben sie auch schon eine Kostprobe der schieren, überschwenglichen Tex-Mex-Lebensfreude . . .

Im Konzert dann gleich ein zweites Aha-Erlebnis: Ich wußte gar nicht, daß man diese Musik mit einer so halsbrecherischen Geschwindigkeit spielen kann – Resultat ohne Zweifel einer jahrelangen harten Schulung in Lokalen, wo es hieß: Bringt uns zum Tanzen, *or else. . .* Resultat auch der durchlebten Punk-Erfahrung: Wer gegen »X« oder die »Cramps« anspielt, muß schnell und laut sein, *or else...* Kein Wunder, daß ein Teil des (Jazz)-Publikums nicht mehr mitkam, erst recht nicht bei Hidalgos schön sentimentalen Country-Einschüben; es gibt nichts Besseres, um eine brave europäisch-kritische Zuhörerschaft in die Flucht zu schlagen. Aber *begriffen* hatten die Flüchtenden nichts; es blieben die, die extra wegen der »Lobos« gekommen waren: Teddyboys, Punks, ein paar Mexikaner mit leuchtenden Augen – und, so vermute ich, nicht wenige ganz traditionelle Rock-Fans wie ich, die endlich ihre Musik wieder mit der Liebe und dem Engagement gespielt bekamen, wie sie einst »The Band« beispielhaft demonstriert hatte. Nur mit *viel* mehr Energie

Ganz klar, daß die kurz darauf erschienene LP »How Will The Wolf Survive?« ein Triumph geworden ist, durch und durch stilsicher, für meinen Geschmack aber mit zu wenig spanischen Liedern (»You think we should do more?« fragte mich Cesar unterwegs zum Interview, »meinst du, wir sollten mehr davon machen?« Wahrhaftig eine Gewissensfrage, wenn man zugleich im angelsächsisch dominierten Business Erfolg haben will!). Wie wird der Wolf überleben – auch dieser Titel ist programmatisch zu verstehen, nicht etwa im Sinn eines »Rechts der Stärkeren«, vielmehr eben als die Problematik aller vom Aussterben Bedrohten, der Wölfe so gut wie der Chicano-Kultur, die in ihrer Eigenständigkeit alltäglich in Frage gestellt wird durch die sterilisierte und homogenisierte US-TV-Kultur. Ironie der Geschichte: daß der rauhe, ungefilterte Rock'n'Roll, einst von den respektablen Kulturträgern bekämpft als Symptom des Sittenzerfalls, dreißig Jahre später zum Symbol des noch nicht gleichgeschalteten Lebens werden kann.

Gerade aus der Geschichte der »Lobos« und des Chicano-Rock könnten wir freilich auch Hoffnung schöpfen. Denn sie beweist, daß Assimilation in zwei Richtungen funktioniert: Die Übernahme der »Anglo«Musik hat in diesem Fall keinen Identitätsverlust bewirkt, sondern umgekehrt einen Gewinn, weil sie den Rock'n'Roll in etwas Eigenes und Eigenständiges verwandelt. Ein- Vorgang, der sich auch in Afrika beobachten läßt.

Freilich, Superstars sind die »Lobos« deswegen noch lange nicht. Noch selten ist mir so wie an jenem Wochenende in Berlin klargeworden, wie bescheiden noch manche in allen Medien hochgelobten Musiker leben müssen.

Die »Lobos« waren zwar einquartiert im feudalen »Schweizerhof«, aber das Essen dort konnten sie sich nicht leisten, und auch im italienischen Restaurant um die Ecke lag bloß eine Pizza drin. Zuhause in Los Angeles hat jeder seine Familie. Alle sind froh, daß es ihnen jetzt endlich ein bißchen besser geht – aber reisen müssen sie immer noch zu sechst im klapprigen Minibus, gleich nach dem Berliner Konzert übrigens nonstop nach Dänemark. Kein sehr romantisches Leben für die momentan beste Rock'n'Roll-Band der Welt. Immerhin: die LP hat eben den Aufstieg zu den fünfzig Bestverkauften in den USA geschafft, aber was heißt das schon, wenn Barry Manilow auf Platz 47 steht – und »Wham!« auf Platz I !? Wer weiß, vielleicht gelingt ihnen mal eine Hit-Single; aber andererseits: würde ihre Spontaneität, ihre Frische, den Übergang in die Mega-Stadien des MegaRock unbeschadet überstehen?

Discographie »Los Lobos«

»...and a Time to Dance«, Rough 71

»How will the Wolf Survive?«,

Mefronome 820 184- 1

Konkret 04/85, S. 66

Günther Anders

Die Drei-Wörter-Sprache

Ein Gutachten

Wie wir soeben aus einer zuverlässigen Washingtoner Quelle hören, haben einflußreiche, dem White House nahestehende Gruppen in einem Geheim-Antrag dringlich davon abgeraten, Orwells in den Vereinigten Staaten vor Jahren offiziell eingeführtes Newspeak-Vokabular weiter aufrechtzuerhalten.

»Der Reichtum dieses Wortschatzes«, heißt es da, »namentlich die wuchernde Fülle der in diesem verwendeten Adjektiva, stellt nicht nur eine elitäre, mithin undemokratische Zumutung gegenüber dem durch den täglichen TV-Konsum zum Sprachasketismus erzogenen Bürger dar, sondern auch eine Respektlosigkeit gegenüber dem sich sowohl privat als auch öffentlich aufs verdienstvollste der *Vokabelaskese* befleißigenden Präsidenten. Dieser hat sich seit seinem Regierungsantritt in der Tat beispielhaft (und die Devise »je reicher das Land, desto ärmer die Sprache« befolgend) auf drei, und zwar auf drei moralisch einwandfreie Wörter beschränkt: auf das (unübersehbar positive) Eigenschaftswort *»constructive«,* auf das (unübersehbar negative) *»evil«,* und auf das Pluralsubstantiv *»cultural values«,* das den niemals irgendwo sonst erreichten, in Korea und Vietnam manifestierten und bewährten level of civilization of America am Leben erhält.

Da die Verwendung aller anderen Vokabeln entweder den »introversion« genannten Selbstausschluß aus der amerikanischen Gemeinschaft, mithin eine »unamerican activity« darstellt, oder sogar zu der in Europa wütenden Seuche elitärer Bildungsprahlerei führt oder schließlich gar in Atheismus oder Materialismus münden könnte, den ja bekanntlich der Marxismus als Ködergift eingeführt hat – da dem so ist, sind alle prätentiösen Vokabeln »unconstructive, even evil« – kurz: »of no cultural value whatsoever«, und die von ihnen Gebrauch Machenden sollten als Verdächtige elektronisch observiert werden.«

»Der Ausdruck 'cultural value«, fährt der Antrag fort, »reicht für alle diejenigen Gelegenheiten aus, bei denen es Democratic Republicans oder Republican Democrats für unvermeidbar erachten könnten, die Grenzen der Alltagssprache zu überschreiten, 'to sell something spiritual' – womit wir aber nicht etwa nahelegen wollen, solchen Vokabeln wie 'culture' oder 'value' oder 'spiritual' zu häufig oder zu bedenkenlos Einlaß in das Populäridiom zu gewähren. An der Spitze aller Wörter hat nach wie vor in weitestem Abstand als häufigstes das durch und durch affirmative und uramerikanische Wort *'constructive' zu* stehen, das ja auch der Präsident selbst in seinen öffentlichen Verlautbarungen ungleich häufiger verwendet als die zwei anderen Vokabeln. In der Tat ist die Vokabel 'constructive' selbst 'constructive', da sie alle Aktionen, die dazu beitragen könnten, 'our', resp. 'Gods own country' zur dominierenden Macht zu machen, zusammenfaßt. Ein sprachregelnder Erlaß (dessen Wortlaut im Unterschied zu diesem Antrag seinen eigenen Prinzipien nicht widersprechen dürfte, also ganz sparsam formuliert werden müßte) sollte die Vokabelsperre und die Beschränkung auf drei Wörter ein für alle Mal festlegen und vorschreiben.

Diese Sperre hat natürlich auf die in den Staaten u.U. erscheinenden Übersetzungen fremdsprachlicher Texte ebenfalls Anwendung zu finden. So empfiehlt es sich die durch kontinentale Vorbilder zu prätentiösen, zu rhetorischen, zu akademischen und noch die Üppigkeit der Orwellschen Newspeak aufweisenden Reden und Erklärungen altertümlicher Nato-Staatsmänner wie etwa des Kanzlers Kohl durchweg zu entlauben, zu entfetten oder zu sieben – kurz: in puritanisches Amerikanisch zu übersetzen, weil durch die wörtliche Übernahme von 'unconstructive continental terms' bei amerikanischen Hörern oder Lesern der irreführende Eindruck entstehen könnte, daß sich zwischen unseren amerikanischen Prinzipien und denen unserer Nato-Alliierten trotz deren unbezweifelbarer Abhängigkeit von uns zuweilen doch noch eine 'unconstructive oder gar 'evil' Kluft auftue.«

»Später sollte diese Regelung«, so schließt dieser Vorschlag, »nicht nur auf heutige Texte Anwendung finden, sondern auch auf die Texte aus früheren Zeiten. Auch diese sollten 'übersetzt' werden, so z.B. die Reden eines gewissen Griechen namens Perikles, oder die Briefe eines gewissen Juden namens Paulus. In der geistigen Heimat unseres Präsidenten, in Hollywood, ist es ja schon seit jeher vernünftiger Brauch gewesen, geschichtliche, selbst biblische Gespräche so zu 'übersetzen', daß sie so klingen, als hätten sie gestern im Middle West stattgefunden oder als wären sie vorgestern von Cowboys in Texas gesprochen worden. Dieser Hollywood-Usus hat uns als Vorbild zu dienen. Wir müssen die Vergangenheit sprachlich okkupieren, also diese ins Heutige übersetzen. Unter keinen Umständen dürfen wir literarische Produkte herstellen oder zulassen, die den frugalen Wortschatz des Weißen Hauses selbst übersteigen.«

Nachdem Nancy ihrem fernsehenden Gatten dieses ernste Gutachten vorgelesen hatte, winkte dieser zwar zuerst die Störung ab, brummte dann aber, unkorrumpierbar und pflichtbewußt, wie er nun einmal ist: »Was die mit diesen akademischen Wörtern gemeint haben, weiß ich nicht, und das wünsche ich auch gar nicht zu verstehen; Leute, die sowas verstehen, sind nicht konstruktiv. Aber die Absicht mag ja konstruktiv sein.« Mit dem durch und durch affirmativen und keiner Deutelei ausgesetzten Ausruf »OK!« erteilte er der Anregung deshalb seinen Segen, um sich dann von dem unentbehrlichen, ihn nämlich über die Weltlage informierenden TV-Programm von neuem unterhalten zu lassen.

Konkret 04/85, S. 68

Miguel Barnet, Ulli Langenbrinck

Ein Kubaner in New York

Der kubanische Schriftsteller Miguel Barnet war auf Einladung der Guggenheim Stiftung in den USA. Ulli Langenbrinck befragte ihn für KONKRET

KONKRET: Warum hat die US-amerikanische Guggenheim Fellowship Foundation Ihnen, dem Schriftsteller aus Kuba, ein Stipendium verliehen?

Barnet: Die Stiftung lädt seit langem Schriftsteller, Wissenschaftler und Künstler aus Lateinamerika ein. Aber ich bin der erste aus dem revolutionären Kuba. Natürlich hat es mich überrascht, dieses Stipendium zu erhalten, das eigentlich eine Art Literaturpreis ist. Sie geben einem ziemlich viel Geld, damit man in Ruhe arbeiten kann. Ich glaube, daß diese nordamerikanische Foundation wie auch einige Universitäten das letzte Refugium für demokratische und liberale Ideen in den Vereinigten Staaten sind. Insgesamt ist die Wende zum patriotischen Nationalismus in den USA alarmierend und besorgniserregend. Vor allem, weil sie einen großen Einfluß auf die Jugend hat, darüber sollte man sich keine Illusionen machen. Das Stipendium war insgesamt für ein Jahr gedacht. Aber ich bin nur neun Monate geblieben, weil ich das Bedürfnis hatte, nach Kuba zurückzugehen, um meinem Buch den letzten Schliff zu geben. Ich habe immer gesagt, ich kann außerhalb Kubas nicht schreiben, es fällt mir sehr schwer, und das stimmt nach wie vor. Aber die Situation in New York ist etwas Besonderes, weil New York eine Art Verlängerung von Lateinamerika ist. Vor allem das lateinamerikanische Viertel in New York, in dem ich mich aufgehalten habe. Auf diese Weise war ich ständig verbunden mit der Lebensweise und den Ideen Lateinamerikas. Die Leute haben nach wie vor ein Gefühl von Sehnsucht für ihre Länder, besonders die ausgewanderten Kubaner.

KONKRET: Wie hat die kubanische Regierung bzw. das Kulturministerium auf Ihr Stipendium in den USA reagiert? Gab es überhaupt Reaktionen?

Barnet: Als man mir das Stipendium angeboten hat, bin ich einfach hingefahren. Niemand hat mir ein Hindernis in den Weg gelegt. Möglicherweise denken einige Leute in Kuba, ich hätte dieses Stipendium nicht annehmen sollen, weil es von einer US-amerikanischen Institution verliehen wird. Aber offiziell hat sich weder das Kulturministerium noch irgendein Funktionär quergestellt. Ich finde, es ist wichtig, daß kubanische Schriftsteller in die USA fahren, es ist wichtig, daß Kuba diese Tür offenhält und wir auf diese Weise etwas von unserer Wahrheit hinüberbringen können.

KONKRET: Sie haben in diesen neun Monaten an Ihrem neuen Roman gearbeitet. Wovon handelt er?

Barnot: Der Roman heißt »La vida real« – »Das wirkliche Leben« – und basiert auf der Lebensgeschichte des Kubaners Julian Mesa. 1947 verläßt er Kuba und geht in die USA, schließlich landet er im Latino-Ghetto von New York und erlebt dort all diese Ungewißheiten, die ein Exilierter eben so erlebt – er schlägt sich als Schmuckverkäufer, Maler, Anstreicher, Straßenhändler, Kleiderverkäufer usw. durch. Sein Leben endet im Keller eines großen Wohnblocks, in dem er als Hausmeister arbeitet. Dort erinnert er sich an seine Kindheit und Jugend in Kuba, zunächst auf dem Land, voller Gewitter und Katastrophen, später in Havanna, inmitten der Drogen, dem Glücksspiel und der Prostitution.

Dieses Buch ist die Antwort auf »La vida« von Oscar Lewis, denn meiner Meinung nach ist Oscar Lewis' These über die Kultur der Armut sehr defätistisch. In diesem Buch belege ich, daß die Menschen, die in der »Kultur der Armut« leben, mittendrin und unmittelbar, sehr deutlich ihre Marginalisierung fühlen und sich ihrer bewußt sind – sie haben Mut zum Leben, zur Kultur, und die Kraft, für ein besseres Leben zu kämpfen.

KONKRET: Haben Sie sich bei Ihren Recherchen für »La vida real« auch mit Exilkubanern auseinandergesetzt? Wie waren die Kontakte mit Ihnen?

Barnet: Ich habe sehr viele emigrierte Kubaner interviewt

vor allem die, die in den 40er und 50er Jahren (also vor der Revolution von 1959) ihr Land verlassen haben. Viele von ihnen würden gern nach Kuba zurückkehren, sie verhalten sich sehr positiv Kuba gegenüber, sie sind revolutionär. Aber die Mehrheit ist es nicht. Die Mehrheit – das sind Leute, die ihre Geschäfte haben, ihr Privateigentum, und sehr mißtrauisch sind gegenüber Kuba. Man muß sehr aufpassen, wenn man sich in diesen Kreisen bewegt, man kann sein Leben dabei aufs Spiel setzen.

KONKRET: Welche Rolle spielt die Kultur im Verhältnis zwischen den USA und Kuba? Ist sie neutrales Terrain?

Barnet: Die beste Vertretung, die ein Land haben kann, sind Menschen, die seine Kultur repräsentieren. Es kommt schon öfter vor, daß man einen Politiker oder einen Funktionär vergißt, aber einen Cervantes, einen Shakespeare, einen Schiller oder einen Goethe werden wir nicht vergessen. Niemand erinnert sich an den Namen des Beamten der Puschkin ins Gefängnis gebracht hat, aber alle erinnern sich an Puschkin. Wenn kubanische Künstler reisen, werden sie meistens mit Horrorgeschichten über das kulturelle Leben in Kuba konfrontiert. Man sagt, in Kuba herrsche keine Meinungsfreiheit,

Kuba sei repressiv – das sind schlichte Lügen. Wir haben sehr harte Etappen hinter uns – man kann schließlich von einem Land, das nur 90 Meilen entfernt liegt vom schlimmsten Feind, den es je in der Geschichte gehabt hat, nicht erwarten, daß es sich ständig den Luxus der Libertinage leistet.

Exilkubaner haben uns bei den Vortragsreisen unzählige Male angepöbelt, uns als Bürokraten, Stalinisten, Opportunisten und was weiß ich nicht alles beschimpft.

KONKRET: Wie haben die US-amerikanischen Studenten auf Ihre Vorträge reagiert? Anders als die Exilkubaner?

Barnet: Es ist sehr schwierig, mit Leuten von der comunidad – der kubanischen Gemeinde – einen Dialog zu entwickeln. Die Kubaner sind nämlich sehr vehement. Und manchmal werden wir auch leicht hysterisch, uns fehlt diese Fähigkeit, zu reflektieren, etwas in Ruhe zu überdenken, objektiv zu sein. Es ist viel leichter, mit den Nordamerikanern umzugehen mit den Studenten. Da kommt wieder die Suche nach Objektivität ins Spiel. Und mit großem Pragmatismus hören sie sich irgendeine Meinung an, auch wenn sie sie nicht teilen, während die Kubaner die Nerven verlieren. Und sie verlieren die Nerven, weil viele von ihnen 1959 und 1960 das Land verlassen haben. Alle Informationen über die Revolution holen sie aus der US-Presse und die verbreitet nicht gerade die Wahrheit über Kuba.

KONKRET: Die Reagan-Politik wird ja auch in den USA nicht unwidersprochen hingenommen. Hatten Sie auch mit »Freeze« Kontakt?

Barnet: Bevor ich mein Stipendium in New York angetreten habe, war ich in der Bundesrepublik, in Frankfurt unter anderem, und ich war sehr beeindruckt von der Friedensbewegung und ihren Aktionen hier. Ich hoffte natürlich, in den USA etwas Ähnliches anzutreffen. Das war nicht der Fall. Ich bin auf kein Echo gestoßen, ich habe eine Wüste vorgefunden, eine fast vollständige Indifferenz, was mich sehr bedrückte. Die Massenmedien sind sehr unterhaltsam, aber die Leute so entsetzlich uninformiert. In den USA weiß fast niemand, was heute in Nicaragua geschieht oder in Kuba, obwohl beide Länder ständig in den Schlagzeilen auftauchen; niemand weiß, was in Bolivien, in Paraguay oder sonstwo passiert. Ein Romanistikstudent der New York University hat keine Ahnung, wer der Diktator von Paraguay ist. Und sie kennen ihre eigene Geschichte nicht, was noch viel schlimmer ist. Den Studenten in Princeton mußte ich erklären, daß sich dort das erste Headquarter von George Washington befand – sie wußten es nicht. Später sah ich im Fernsehen einen Schauspieler als George Washington verkleidet, der für Kühlschränke von Westinghouse Reklame machte.

KONKRET: Meinen Sie, daß sich in den USA Solidarität entwickelt, wenn Reagan seine Drohungen gegenüber Kuba und Nicaragua wahrmacht?

Barnet: Da bin ich sehr skeptisch. Der durchschnittliche US-Amerikaner ist daran interessiert, mit seinem plastic-bag ins Warenhaus zu gehen und es vollzustopfen. Wahrscheinlich wird es einige Proteste geben, im universitären Bereich wird man reagieren, einige Latino-Kulturgruppen werden protestieren, aber ich fürchte, den Rest des Landes interessiert das alles nicht. Die Regierung der Vereinigten Staaten kann uns innerhalb von fünf Minuten von der Landkarte radieren. Aber wir werden uns wehren. Genauso wie es die Nicaraguaner jetzt tun. Die Invasion dort findet längst statt. Seit geraumer Zeit schon wird Nicaragua wirtschaftlich stranguliert, seit geraumer Zeit liefern die USA Waffen an die Konterrevolution. Erst schicken sie die Chicanos aus den US-Ghettos, die Honduraner und die Somoza-Nicaraguaner. Und dann erst schicken sie die Marines, damit die die Fahne hissen. Vorausgesetzt, sie finden etwas, wo sie sie hinstecken können. Ich glaube, die Nicaraguaner werden sie ihnen in den Hintern stecken.

Ich habe eigentlich überhaupt keine Lust, über Politik zu sprechen. In den USA ging ich in die Universitäten, um meine Gedichte und meine Prosa zu lesen, aber die Leute wollten immer über Politik sprechen. Der einzige Ort, an dem ich nicht über Politik sprechen muß, ist Kuba, da habe ich meine Ruhe, schreibe meine Bücher, lebe mein Leben, gehe an den Strand. Und die Kritik, die ich anbringen muß, äußere ich in Kuba, nicht woanders.

KONKRET: Trotzdem eine letzte Frage zur Politik: Für wie realistisch halten Sie die Drohungen Reagans, Kuba anzugreifen?

Barnet: Zuerst kommt Nicaragua dran. Das ist ihm sehr eilig. Aber Reagan hat selbst gesagt, das Krebsgeschwür ist Kuba. Er möchte, daß Kuba verschwindet, damit in Lateinamerika endlich die Idee von Unabhängigkeit, Autonomie und Selbstbestimmung verschwindet. Aber er irrt sich. Er rechnet nicht mit dem Patriotismus der Peruaner, der Mexikaner, der Puertorikaner. Er rechnet nicht mit den Traditionen und dem Ethos unserer Geschichte. Ein Mann, der in Grenada einmarschieren ließ, mag denken, daß Kuba so ist wie Grenada. Nur eben ist Kuba ein tausendfaches Grenada. Wenn er es wagt, Havanna zu bombardieren – und er droht damit – werden viele Menschen sterben – viele Kubaner, aber auch viele US-Amerikaner, Chicanos und Puertorikaner. Das ist sehr traurig.

Kasten Seite 69

Miguel Barnet, geboren 1940 in Havanna, arbeitete in den 60er Jahren als Dozent am Institut für Ethnologie und Folklore, wo er sich vor allem mit der Kultur der afrokubanischen Bevölkerung beschäftigte. Weltbekannt wurde er mit dem dokumentarischen Roman »Der Cimarron. Die Lebensgeschichte eines entlaufenen Negersklavens aus Cuba, von ihm selbst erzählt«, den Hans Werner Henze für eine Oper bearbeitete. Mit den beiden folgenden Dokumentarromanen »Das Lied der Rachel«, der Geschichte einer Varietekünstlerin im vorrevolutionären Havanna, und »Alle träumen von Cuba«, dem Leben eines galizischen Auswanderers in Kuba zeichnete Miguel Barnet ein umfassendes Bild der verschiedenen Kulturen innerhalb der kubanischen Gesellschaft. Seine bislang vier Gedichtbände wurden noch nicht ins Deutsche übertragen, ebensowenig seine ethnologischen Essays. Seine Romane sind bei Suhrkamp erschienen. In den letzten Jahren bereiste Miguel Barnet Europa, die Sowjetunion, Mexico, Nicaragua und die USA. Dort wurde er in einem Südstaatenhotel von Exilkubanern zusammengeschlagen. Miguel Barnet lebt in Havanna.

Konkret 04/85, S. 71

Hans Platschek

Junge Malerei in Kuba

Zwischen aktueller mondäner Formensprache und den Realitäten

Was immer er will oder ihm einfallen mag, niemand schmälert ihm sein Vorhaben. Weder kennt der Maler in Kuba thematische Auflagen noch einen von den Behörden verfügten oder empfohlenen Stil. Das Wort »sozialistischer Realismus« ruft, gelinde gesagt, Erstaunen hervor. Artikel 38 der Verfassung garantiert die Freiheit der Künste, immer vorausgesetzt, ihr Inhalt widersetze sich nicht der Revolution: »Die Ausdrucksformen der Kunst sind frei.« Das Schriftliche ist keine Absichtserklärung; es gehört vielmehr zum Wesen des Sozialismus à la cubain. Ernesto Cardinal erzählt, eine sowjetische Delegation in Havanna habe sich über ein abstraktes Wandbild mokiert und Fidel gefragt, was das denn da bedeuten solle. Castro: »Nichts. Das bedeutet nichts. Das ist nur so eine Verrücktheit, die ein verrückter Maler für ein paar Leute gemalt hat, denen diese Verrücktheiten gefallen – und zwar im Auftrag der Verrückten, die diese Revolution gemacht haben.«

Kubas junge Maler, die Malerinnen natürlich eingeschlossen, sind nicht nur Kinder der Revolution, sondern auch Nutznießer eines Ausbildungs- und Förderungsprogramms, das selbst in unseren Breitengraden seinesgleichen sucht. Viele der 25- bis 35jährigen kommen, wie der Kritiker Gerardo Mosquera schreibt, aus Hütten mit gestampften Lehmfußböden, und den täglichen Gebrauch von elektrischem Licht lernten sie erst kennen, als sie sich in der Kunsthochschule immatrikulierten. Gerade diese Maler aber wissen heute auf das Genaueste über die neuesten, ja ausgefallensten Kunstideen Bescheid, die sie unbekümmert von Fall zu Fall ausprobieren.

So beachtlich der Informationsgrad auch ist: er hat seine Tücken. Mehr als eine Modeblüte des New Yorker Markts etwa wird in Havanna ernst genommen wie ein Meilenstein der Kunstgeschichte. Besucht man einen dieser Maler, so kann es geschehen, daß man drei Maler besucht. Das hier, so heißt es, ist meine fotorealistische Periode, das hier meine Periode der Pattern Painting, das hier mein Transavantgardismus. Die Zeit, die zwischen den Perioden liegt, ist erschreckend kurz.

Allein, in Kuba gibt es keinen Kunstmarkt merkantilen Zuschnitts und folglich auch keinen Sozialdarwinismus zwischen den Künstlern oder das Streben nach einer lukrativen Originalität. Die sechs hier abgebildeten Arbeiten sind nur ein minimaler Ausschnitt, der eher dem Zufall oder den vorhandenen Dias zu verdanken ist. Alle sechs aber machen deutlich, daß hinter der aktuellen, ja mondänen Formensprache eine Auseinandersetzung nicht zur Ruhe kommt: inwiefern ist diese Sprache imstande, Kuba wiederzugeben; welche sichtbaren Realitäten sind Realitäten und welche nicht.

So nimmt Arturo Cuenca, den, nebenbei, seine Kollegen nicht ohne Zärtlichkeit den »tropischen Malewitsch« nennen, eine Landschaft durch eine Scheibe auf, sozusagen eine Verfremdungsscheibe, auf die obendrein das Wort »Glas« geschrieben steht. Marta Maria Pérez Bravo hängt in eine opulente Vegetation einen Riesenzopf Papierschnüre, bald als Antwort, bald als Störung gedacht. Juan Francisco Elso Padilla, aufgefordert zu einer Ausstellung über den Mais etwas beizutragen, greift bewußt afrikanische Vorstellungen auf: der schwarze Einschlag war in Kubas Kunst deutlich. Flavio Garciandia und Humberto Castro nehmen das Mondäne auf die Schippe; Flavio denkt sogar daran, persiflierend oder polemisch, kubanischen Kitsch zu schaffen.

Schließlich will es wiederum der Zufall, daß auf dem Dia von Aldo Menéndez ein Stück Straße im alten Havanna zu sehen ist. Merkwürdigerweise fügt sich das Bild in die Straße oder die Straße ins Bild ohne Schwierigkeiten ein.

Dadurch aber unterscheidet sich Aldos Bild von den Arbeiten seiner Freunde und Kollegen. Sie nämlich bauen Widersprüche, Brüche, Zitate oder Wörter ein, weil Havannas sichtbare Realitäten für Maler nicht ungefährlich sind. Der Himmel wirkt wie auf Postkarten, das Meer und die Sonnenuntergänge sind von einer derart raffinierten Farbigkeit, wie 01- oder Acrylfarben sie nie treffen, und die Vegetation üppig und vielfältig. Maler wissen, in welchem Maß das Naturschöne ein Hindernis ist: der wahre Kitsch lauert förmlich hinter jedem Baum. Einer der Maler, gefragt, wie er mit diesem Problem fertig wird, meint: wir müssen »enajenaciones« zwischenschieben. »Enajenaciones« heißt nicht Verfremdungen, es heißt Entfremdungen.

Das hat weniger mit Stilbildung oder Formenvokabular zu tun, als es auf den ersten Blick scheint. Überhaupt ist der erste Blick etwas, dem Kubas junge Maler mit Mißtrauen begegnen. Die Revolution muß sich unweigerlich gegen eine Passivität wenden, deren Nährboden nicht zuletzt das überwältigend Naturschöne sein kann.

Schaut man sich einmal in Havanna oder in Havannas Umgebung um, so kommt man darauf, daß die Antwort auf die Natur oder deren Veränderung Sache des Alltags ist. Mäste sind gelb angestrichen, Häuser tiefrot, es sei denn, im Garten wüchsen rote Blumen: dann muß ein Haus blau oder lila sein. Ein Mann auf der Straße trägt ein knallblaues Hemd und eine grellrote Aktentasche. Gleich hinter dem Almendares, dem Fluß, sind ein paar schwarz-rot-gelbe Formen auf eine Mauer gemalt. Man weiß nicht, ob hier ein Künstler ein Wandbild angefangen oder ein Anwohner sich eine Freude bereitet hat.

Konkret 04/85, S. 76

Corinne Schelbert

Wie filmt man eine Frau?

Jean Luc Godard f□ ngt gleich bei der Jungfrau Maria an

Sie haben demonstriert, einerseits, die Katholiken in Frankreich, in Versailles und Nantes, haben vor dem Kino wo Jean-Luc Godards »Je vous salue, Marie« gezeigt wird, Kerzen angezündet vor der Statue der Heiligen Jungfrau Maria, weil sie fanden, »ihre« Maria werde von Godard in den Dreck gezogen, da mit Brüsten, Scham und Hinterbacken gezeigt. Andererseits – denn bei den Demonstranten handelte es sich ja nur um einen kleinen Teil der katholischen Gläubigen, die konservativen bis reaktionären Anhänger des Erzbischofs Lefebvre – hat die Kirche gejubelt: Das katholische Filmbüro verlieh dem Film seine höchste Auszeichnung, die katholische Zeitung »La croix« sprach von einem »großen christlichen Film«. Und freigesprochen vom Vorwurf der Blasphemie und Pornographie und Respektlosigkeit und allem andern wurde Godard, nachdem der Bürgermeister von Versailles ein Aufführungsverbot erwirken wollte, vom »tribunal de Paris«. Sogar der Kulturminister Jack Lang wurde auf den Plan gerufen und verurteilte jede Zensur.

Die fanatischen Gläubigen haben unrecht, die offizielle katholische Kirche hat recht: Jean-Luc Godard macht sich überhaupt nicht lustig über die Jungfrau Maria und die unbefleckte Empfängnis, er nimmt die Keuschheit ernst, sehr ernst sogar, indem er sie in unsere Zeit zu transponieren versucht. Godard: »Ich bin Welschschweizer (Franco-Suisse), ich stamme aus einer protestantischen Familie und war, das stimmt, immer erstaunt über die Ornamentik der katholischen Kirche... Ich brauchte Zeit, auf meine Weise, um auf das zurückzukommen, was man mich in der Sonntagsschule gelehrt hatte«.

Godard ist zurückgekommen, und er zeigt noch ganz andere Bilder als die einer keuschen, unbefleckten, jungfräulichen (wenngleich splitternackten) Marie: Er zeigt Blütenkelche, Wiesenblumen, ein Häslein im Wald, sich kräuselndes Wasser, Wolken, Sonnenuntergänge und Mond, viel viel Mond. Der Mond ist Leitmotiv. Vollmond, Halbmond, Viertelmond, dazu vorzugsweise Bach, Präludien oder Toccaten, meist nur ein paar Takte, abgerissen auf einer hektischen, Collageartig montierten Tonspur, wo die Konversation eines Paares im Restaurant nicht etwa darum untergeht, weil Gläser klirren, sondern weil Godard rabiat klassische Musik in das Gespräch mixt. »Alles was aus meinem Mund kommt, ist Scheiße«, sagt sie im Restaurant und er sagt: »Dann schweig doch«. Dazu ein Bach-Präludium.

Godard macht keine Witze, Humor war nie seine Stärke. Die Wiesen und die Blumen und die Tierlein lassen wir uns gern gefallen, denn die Godardsche Nahaufnahme einer Orchideenblüte bringt jeden Hausfotografen des »National Geographic« in Verlegenheit. Wenn Godard Wasser filmt, dann können sich gleich alle Profis verstecken, und wenn er im Dämmerlicht ein Flugzeug hinter einem Wald über schwarze Telefondrähte hinweg himmelwärts in den Mond – das schwarze kleine Flugzeug im runden weißen Mond! – aufsteigen läßt, dann ist Godard eben der größte Cineast aller Zeiten, der Bilder macht, die Blinde noch identifizieren könnten. Godard, der Naturfreund also, der Mystiker, der Neue Religiöse? Man weiß nicht so recht, man traut der Schönheit nicht ganz – perfekt und sekundenschnell hingeworfen wie in einem amerikanischen TV-Commercial. Man fragt sich, was es auf sich hat mit seiner Marie, Tochter eines Tankstellenbesitzers und Freundin eines Taxifahrers, welche Korbball spielt, sich von keinem Mann berühren läßt, selten jemandem in die Augen schaut, sehr traurig wirkt und öfter verwundert ihren Körper streichelt.

Für die Filmkritik war die Sache einfach. Für die Fans war das wieder ein großer Film, dem man nur mit poetisch-undeutlichen Worten beikommen konnte und mit zweideutigen Titeln wie »Das Loch der Jungfrau« oder »So nah am Geheimnis«. Und die Gegner machten kurzen Prozeß: »Jungfrau Maria, verliebt in einen Garagisten, ist schwanger von.... niemandem. Wie reagiert ihre Umgebung? Natürlich schlecht. Godard seinerseits reagiert, in dem er den Körper Maries filmt wie eine Fleischerauslage und darüber eine Off-Stimme pappt, die uns einen metaphysischen Kommentar offeriert« (L'express).

Godards Drang zur Metaphysik, zur Mystik, zu einer Art Gottgewolltheit ist unverkennbar. Er läßt Marie, während sie sich unter dem Laken windet, zum Fenster hinausschaut, Wasser über ihre Brüste rinnen läßt, im Off etwa folgende Sätze sagen: »Keusch sein heißt, alle Möglichkeiten zu kennen, ohne sich darin zu verlieren«. »Man braucht ein Arschloch, um die Ewigkeit zu verschlingen«. »Ich will nicht die körperliche Lust, weil ich mir nicht in einem Mal das Herz erschöpfen will.« »Gottes Hand ist auf mir«. »Jungfrau sein bedeutet verfügbar sein, frei sein niemandem wehtun.« »Es wird keine Sexualität mehr in mir geben, ich werde das wahre Lächeln der Seele kennen.« Marie will nicht, daß der Körper eine Seele hat, sie will, daß »die Seele einen Körper hat«. Sie strebt nach etwas, das tiefer als die Lust ist, jenseits von ihr. Joseph soll sie lieben, ohne sie berühren, besitzen zu müssen. Es ist ein großes Geheimnis in ihr.

Es ist natürlich nicht die Adoleszentin Marie, die hier spricht, es ist Godard. »Je vous salue, Marie« ist ein Versuch über die Keuschheit, und ein gescheiter noch dazu, nur: Das Verweigerungsprinzip ist Godards ureigenes, nicht das der von ihm immer häufiger, immer ausschließlicher, immer inbrünstiger gezeigten »jeunes filles en fleur«. Godards Protagonistinnen

werden immer schöner und mit zunehmender Schönheit immer abweisender. Nathalie Baye und Isabelle Huppert in »Rette sich wer kann (das Leben)« preziös aufgespart (Hupperts messerscharfer Diskurs über die Sexualität als Ware wirkte bereits arg aufgesetzt), in »Passion« (worin die Hauptdarstellerin von »Je vous salue, Marie« Myriem Roussel, bereits ihren unvergleichlichen Rücken für die Nachstellung von Delacroix'- und Ingres'-Gemälde geliehen hatte) bewegten sich die Schygulla und die Huppert am äußersten Rand sprachloser weiblicher Verzweiflung, und in »Vorname Carmen« vollführte Maruschka Detmers ein konsequentes, ihren Geliebten buchstäblich zum Wahnsinn treibendes Verweigerungsballett. Und man beginnt sich zu fragen bei diesen abgelöschten, sinnierenden, sich dem Mann auf radikale und nie hinreichend motivierte Art entziehenden Jung-Frauen, ob denn Godard nicht einfach projiziert, ihnen sein Wunschdenken aufdrängt, seine eigene Resignation einbringt. Vielleicht ist es ihm ein Trost, daß diese von seiner Kamera fasziniert eingekreisten Frauen nichts von den Männern überhaupt wollen? Denn damit hätte er jegliche Zurückweisung aller Frauen gewissermaßen entpersonalisiert, dann wären sie so und nicht anders, für jedermann.

In »Je vous salue, Marie« (deutscher Verleihtitel: »Maria und Joseph«) wird die Frau parzelliert, zerlegt in ihre Einzelteile. Er zerlegt den Körper der Marie in Nahaufnahme-Bilder, in Stilleben. Der Bauch, der seitwärts fotografiert zu einem Halbrund sich herausdrückt. Die Scham im Gegenlicht mit silhouettierten Haaren. Lange, lange Beine, rührend knochige Jungmädchenknie, die sich dem Zuschauer frontal entgegenstellen. Ein Mund, eine Haarsträhne, eine Hand in die Schamhaare gekrallt. Natürlich hat das wenig mit »Playboy« zu tun, zumindest spürt man das Bemühen um eine »malerische« Sicht des weiblichen Körpers. Godard: »Es war schwierig. Oft haben wir Einstellungen wiederholt, weil wir sie zu »Playboy«haft fanden. Das war sehr ungewöhnlich, das passiert mir sonst in meinen Filmen nie. Wir haben alles drei-, viermal gedreht, was etwas heißen will: Sieben Monate Dreharbeiten für achtzig Minuten Film! Wir haben immer wieder von vorn angefangen, bis zu dem Moment, wo wir die Aufnahmen erträglich, akzeptabel fanden. Aber man soll nicht nach den Sternen greifen«. (Godard in einem Interview mit »Le nouvel observateur«).

Godard geht es um nichts weniger als um Körper und Seele, mehr um die Seele, die einen Körper haben soll denn um den Körper, in den die Seele eingeschlossen ist. Und da er die Seele nicht zeigen kann, zeigt er halt den Körper. Seine Marie ist eine Schmerzensreiche. Sie hat zwar einen wunderschönen Körper, doch den bewohnt sie ungern. Ihrem Verhalten nach zu schließen, hat sie damit üble Erfahrungen gemacht. »Ich liebe dich«, sagt Joseph und berührt sie. »Nein, nicht so«, sagt sie und stößt seine Hand zurück. »Wie denn?« fragt er, und sie ist erst zufrieden, als er die flache Hand vor ihrem Bauch zum Stillstand kommen läßt. Marie die Schmerzensreiche: Gepeinigt auf dem Bett liegend, verkrallt sie sich in das Laken, windet sich, stößt ihre Extremitäten von sich, schlängelt sich nackt unter dem Leintuch, das schöne Falten wirft. Sind es schon die Wehen? Leidet sie an einem profund weiblichen, tief mystischen, mysteriösen Weh? Wohl keins von beidem. Sie kann so einfach ihren Körper dem Zuschauer darbieten. Bei Godard hat das zwar nichts Playboyhaftes – dafür ist er viel zu raffiniert, oder zu skrupelhaft! – aber eine erotische Show ist es dennoch. Eine erotische Show, dem – nun sind wir wieder beim »L'express« – ein metaphysischer Kommentar beigefügt wird.

Godard wollte in die Tiefe eines Jungmädchenwesens, das sagte er selber: »Wenn man immer die Probleme von Paaren behandelt, wenn man – was langsam auch ein Fehler wird – immer Geschichten von jungen Mädchen oder jungen Frauen erzählt hat, ist es vielleicht normal, daß man sich an einem gewissen Punkt sagt: 'Man muß jetzt das Jungmädchen aller Jungmädchen zeigen' und daß man dafür bis zu Maria zurück muß. Marie-Antoinette, Jeanne d'Arc, Salomé.... da kann man gerade so gut an den Anfang zurück!«

Gegen Schluß des Films wird Godard die Marienlegende zuviel. Marie trägt ihr Kind im Arm, Joseph, der wohl immer noch der Vaterschaft nachgrübelt, steht muffig neben ihr. Im Wald – das Kind ist nun schon älter – springt ihnen der Bub davon. Los, komm zurück, sagt der Vater im Auto, wir fahren. Laß ihn, sagt Marie, er wird schon kommen. Ja wann denn, fragt Joseph. »Zu Ostern«, sagt Marie. Das Publikum lacht. Godard hat diesen Lacher scheinbar gebraucht. Zu weit wollte er es mit dem Christentum doch nicht treiben.

Es bleiben Bilder, Bildfetzen, es bleiben Standbilder, Eindrücke, Einzelaufnahmen. Wenn man Godard bös wollte, könnte man sagen, »Je vous salue, Marie« ist eine sehr gute Dia-Show. Und wenn man ihm noch böser wollte, könnte man sagen, daß er sich damit den Werbefilmern empfiehlt. Wie filmt man eine Frau? Da könnten einige aus der Branche was lernen. Godard versteht was von Bildern und Tönen, er filmt, wie man weiß, enorm schnell, praktisch aus dem Stand, wirft Bilder nur so hin, wo andere monatelang basteln. Nun scheint er an den Punkt gelangt zu sein, wo die Routine ihm im Wege steht. Die Oberfläche schillert, die Tiefe ist pseudo. Die Art, wie er Bach-Klavierstücke für Emotionen einsetzt, hat etwas Obszönes. Es ist dieselbe Obszönität, die man den »hidden persuaders« der Kommerzfilme vorwirft, die mit unserer Anfälligkeit für Emotionalität spielen. Der Unterschied zwischen »What a feeling« und dem »Wohltemperierten Klavier« ist vielleicht im Kino gar nicht so groß.

Konkret 04/85, S. 79

Tilo Rudolf Knops

Die Grausame Frau

Verführungen

Was die professionellen Trendleser der Filmpublizistik auf der Berlinale als Schlüssel zu den 600 (in Worten: sechshundert) Filmen anboten, war ein Passepartout: »Liebe, Gewalt, Grausamkeit«, sei das vorherrschende Thema. Wann, bitte, war es das nicht?

Drei aus der Handvoll von Filmen stehen tatsächlich für einen Trend zur Grausamkeit – aber von den Filmern ungewollt. Das Schockierende sind weniger die an die Kino-Öffentlichkeit gezerrten Themen als die Brutalität und Banalität der Arbeit der Filmer selbst.

Marleen Gorris stellt ihren Film *»Zerbrochene Spiegel«,* einen Reißer aus dem Prostituiertenalltag, in eine Bordellkulisse, und vom drastisch-zynischen Jargon der Belegschaft lebt der Film an seinen besten Stellen. Insgesamt aber ist er dramaturgisch auf ein Feindbild »Mann« aufgebaut, das in seiner Starrheit eben die Unterdrückungspraxis wiederholt, gegen die es angeblich anrennt. Dieser schwarz-weiß-malende Feminismus der ersten Phase, dem als Insignien des Männlichen Aktenkoffer, Trenchcoats und gefüllte Präservative genügen, um demgegenüber die aufkeimende Wut der immer geknechteten, gekauften und vergewaltigten Frauen zu feiern, scheint mittlerweile überholt. Während das projektive Wunschbild der starken, autonomen Frau längst von Hollywood geschickter ausgebeutet wird, fordern Feministinnen die Emanzipation von solcher Frauenemanzipation. Dennoch ist abzusehen: ein zählebiges Mißverständnis wird auch hier wieder zur Folge haben, daß die reale Machart des Films, patriarchalisch-brachial wie sie ist, aus dem Blick gerät, während das nur oberflächlich behandelte Thema die Filmographie einer Macherin als »stark beachteter feministischer Spielfilm« verlängern wird.

Eben dieses Mißverständnis, daß Etikett und Essenz verwechselt, vernebelte in Berlin die Diskussion um Filme, die sadomasochistische Praktiken und Phantasien zum Thema haben, ein Thema, zu dem Adorno kurz und bündig feststellte: »In Fragen des Sexualverkehrs hat der Ankläger immer Unrecht.« Also noch einmal und deutlich: nicht um abweichende Sexualpraktiken geht es, es sind vielmehr die Filmpraktiken, die zur Debatte stehen.

Da dümpelt ein Spekulant namens Klaus Tuschen im brackigen Kielwasser der vollbesetzten S/M-Luxusliner van Ackerens und Blumenbergs, mit einem Filmchen, das er mit versteckter Kamera im Folterkabinett einer Domina gedreht hat, versetzt mit dümmlichen Interviews aus dem Wannsee- und Whirlpool-Alltag der Lady, die sich auch gern pelzbehängt im Mercedes über den Ku-Damm rauschend filmen und befragen läßt: *Domina – die Last der Lust.* Vom Anspruch her Dokumentarfilmer, kümmert Tuschen sich wenig um die, wenn überhaupt, einzig interessante Frage nach den Beschädigungen der Lebensgeschichte, aus deren zwanghafter Wiederholung die hier heimlich gefilmten Männer ihre Lust ziehen. Stattdessen setzt er voll auf die Spanner im Kino, die bequem und sicher im Dunkeln sich endlich mal amüsieren dürfen, wenn hier die Kunden der Lederdamen gezwickt und gepeitscht, gesattelt und, Gipfel der Belustigung, gepudert und gewickelt werden. Was hier wirklich abläuft, bestätigt dann auch prompt die Rezensentin der taz, die die Ergiebigkeit der Interviews bekrittelt und stattdessen lieber mehr Schlüssellochszenen gesehen hätte, weil aus denen so Interessantes zu erfahren sei. Aber die Aufschlüsse durchs Schlüsselloch haben in der Distanz ihre Grenze und die Interviewszenen ersparen Filmer und Publikum, gleich ins Bahnhofskino zu gehen.

Komme jetzt keiner mit dem Klischee, Film sei immer voyeuristisch-ausbeuterisch, diese Halbwahrheit, die besonders beliebt bei den unterwerfungsbereiten Jüngern französischer Modephilosophen ist.

Daß die freischwebende Metaphorik Jean Baudrillards von der »Verführung als Illusion« dem Film *Verführung: Die Grausame Frau* vorangestellt ist, kommt nicht von ungefähr. Wie die Pariser Meisterdenker der »hyperreal« gewordenen Wirklichkeit propagieren hier zwei herrische Zeitgenossinnen, sich aus der Gesellschaft so generös wie aus der Geschichte radikal zu verabschieden, um nur noch den ureigensten Gefühlen jenseits von Gut und Böse nachzugeben, qua sehr real angesteuerter Künstlerkarriere, versteht sich.

Was uns Monika Treut, promovierte Sado-Masochistin (ja, wirklich: über de Sade und Sacher/Masoch), und Elfi Mikesch, in deren Filmen schon vordem die Kunst-Kunst autistisch waberte, als »Etappe aus der Geschichte Wandas, der grausamen Tyrannin«, zeigen, das schmerzt nun wirklich, auch wenn die Beherzigung des Rats, die Peitsche nicht zu vergessen, wenn frau zum Weibe geht, sich nur im Kunst-Gewerbe vollzieht.

Was in dieser Szenenfolge aus Tyranninnentaten samt pfützenschlürfende sklavischen Männern, in einer Ausstattung voller Luxuscoupes, Nobelgarderoben und Messingbetten aufgesogen wurde, ist die geleckte Ästhetik des Prestige-Konsums. Geschmacksrichtung: Campari-Reklame. Was Mikesch seit längerem, wie andere Avantgarde-Heroen, als Non-Plus-Ultra ihrer Bemühungen um die Filmkunst ausgibt – die aus der Horizontale gekippte Perspektive von unten (»Die Kamera nimmt die Perspektive der sado-masochistischen Liebe ein«) – das zeigt die peinigenden Fesseln ihrer Kurzausflüge in die

Filmgeschichte. Das Ächzen in glitschigen Folterkabinetten, die Dampframmen im Hamburger Hafen (einer Anspielung auf Pompeji, die die Hamburger Filmförderung jedenfalls verstanden haben mag) und andere grausliche Geräusche »spezieller Erotik« – all das Gebräu aus literarischen Metaphern und verquasten Bildklischees, die Kitsch zu nennen zu viel wäre, läßt die Gitterstäbe des Gefängnisses der Phantasie erahnen. Sogar den Bürokraten in Zimmermanns Innenministerium muß das geschwant haben, als sie eine Förderung zurückstellten. Man bat um weitere Angaben zur Realisation von Drehbuchansätzen wie »G. ist Romantiker geblieben«, wenn man auch andererseits die Sorgfältigkeit bei Drehbuchszenen wie »Ich möchte Ihre Toilette sein« bescheinigte.

Der Spaß hört auf, wenn das herrische Spiel zur Empfehlung ans Publikum gerät, als Sklave die Unterdrückung zu lieben wie als Herr die Macht. Wie schon Syberberg (»Hitler in uns«) sich zu Ungeheuerlichkeiten verstieg wie der, das Problem der ermordeten Juden sei gewesen, daß sie die Größe Hitlers nicht mehr zu schätzen gelernt hätten (ernsthaft diskutiert in der »linken« filmfaust), so ist die Botschaft der »Utopie der souveränen Frau« Mikesch/Treuts, die gegen die Schalheit von »Freiheit« und »Liebe« vom Leder ziehen: »Blut ist dazu da, die Grausamkeit zu zeigen, die unser Leben selbst ist«.

Geschlagen werden soll hier das Publikum – mit Blindheit. Und hier liegt der wahre derzeitige Trend einer kollektiven Unaufmerksamkeit.

Konkret 04/85, S. 80

Harry Rowohlt

SERGEANT WATERS

Eine Soldatengeschichte

Gottesdienst in der Andachtbaracke; ein Choral, drei, vier. Eine sturztrockene weiß-angelsächsisch-protestantische Hymne wird abgedudelt; daß die Gemeinde aus Schwarzen besteht, merkt man daran, daß sich die Herren schüchtern im nicht vorhandenen Rhythmus wiegen, und zwar versetzt: 1. Reihe nach links, 2. Reihe nach rechts, 3. Reihe wieder nach links, so daß wenigstens das Auge was davon hat. Und nun kommt endlich der Schlußakkord, aber den hält der Organist, des trockenen Tons satt, nicht von hier---- bis hier durch, sondern er mogelt ein paar listige Riffs hinein wie Jimmy Smith persönlich, so daß wenigstens das Ohr was davon hat. Der weiße Feldkurat verdreht die Augen: So sind sie eben, meine Wollköppe, aber irgendwie muß man sie gernhaben. »Sind Sie überhaupt gläubig?« wird der Organist gefragt. »Nein, Sir. Ich bin wegen der Orgel hier.«

1944. In Fort Neal (Louisiana) schiebt die ausschließlich aus Schwarzen bestehende 221. Raucherzeugende Kompanie (das sind die Spezialisten, die dafür sorgen, daß man bei Manövern die Hand nicht vor Augen sieht; doch, doch, sowas gibt es) stumpfen Dienst und hofft, bald gegen Hitler kämpfen zu dürfen. Irgendwann wird der – schwarze – Sergeant Waters erschossen, und das Verteidigungsministerium schickt den – ebenfalls schwarzen – Hauptmann Davenport, um den Fall aufzuklären. Na und.

Eben nicht. Der ganze Film besteht aus Double Takes. Ein Double Take ist, wenn Ringo Starr sich (in »Help!« von Richard Lester) umdreht, einen Tiger sieht und »Aha. Ein Tiger.« sagt. Dann dreht er sich nochmal (double!) um, sieht (take!) den Tiger nun erst richtig und schreit: »EIN TIGER! ! !«

So auch hier: 1944 schickt das Pentagon einen schwarzen Hauptmann in den Süden, um einen Mord aufzuklären. 1944 (!) schickt das Pentagon (!) einen schwarzen (!) Hauptmann (!!) in den Süden (!), um usw. »Sie kommen aus Washington? Kennen Sie da jemanden?« fragt der (weiße) Hauptmann, dem die Raucherzeuger unterstellt sind und der, vom Schreck erholt, schon fast vergessen hat, daß der andere Hauptmann schwarz ist und in Washington kaum »jemanden« kennen kann. Dann fällt es ihm wieder ein. Triple Take.

Der Hauptmann (weiß) feuert beim Baseball seine Jungs (schwarz) an, springt nach einem gelungenen Home Run begeistert auf, die Kamera zoomt von ihm weg, man sieht, daß er auf der gesamten Tribüne, die mit Offizieren (weiß) besetzt ist, der einzige ist, der aufgesprungen war, er setzt sich wieder hin und macht ein Gesicht wie Kermit (grün).

»Wir sind doch euretwegen in Europa, wir kämpfen doch euretwegen gegen die Nazis«, sagt ein weißer Offizier zu den schwarzen Mannschaftsgraden. Das ist zwar Quatsch, aber das Dumme ist, daß es trotzdem stimmt.

Daß »Sergeant Waters« mal ein Theaterstück war (von Charles Fuller; Off-Off-Broadway, Off-Broadway, Broadway, Pulitzer-Preis), merkt man nur noch daran, daß ziemlich viel geredet wird. Aber das merkt man kaum.

Norman Jewison (»Ich interessiere mich nun mal nicht für Raumschiffe«) hat das gute Stück in Little Rock (Arkansas) gedreht. Weiß das noch jemand? Gouverneur Faubus? Die ersten Bürgerrechtsmärsche mit dem sturztrockenen, blütenweißen Choral »We shall overcome«? »Wenn ich immer nur schreie«, sagt Charles Fuller, »glauben die Leute, alles, was ich kann, ist schreien.« Integration statt Konfrontation.

Zum Schluß dürfen die 221. Raucherzeuger endlich nach Europa. Und zwar zu den Klängen von Glenn Millers »Blues March«, Marschrhythmus, aber schön synkopiert, so daß auch die Beine was davon haben.

Und das ist gar nicht zum Lachen. Wenn auch später das eine oder andere dazwischen gekommen ist: Mich persönlich haben sie vom Hitlerfaschismus befreit. Und gleichzeitig ihre eigene Schlacht geschlagen. Und beim Kaugummi dazu gesagt: »Kauen, Mann, nix essen.« Und mich »Mann« genannt. Mit 4 Jahren.

Viel mehr kann man von einem Film nicht verlangen.

Konkret 04/85, S. 83

Gerhard Amendt

Ammenmärchen über die Leihmütter

Zeugung ohne Sex, Kinder auf Bestellung. Machen sich Frauen jetzt selbst zu Gebärmaschinen? Freiwillig □ aber ganz im Sinne des Familienministers? Wem gehört denn nun der Bauch?

Alles läßt sich leihen: Schlittschuhe, Flugzeuge, Webstühle, Büromaschinen, Badehosen, Geld, Autos, Skier – warum nicht auch der Bauch einer Frau? Ist das Verleihen nicht sogar eine besonders humane Geste, weil sie Armen, Minderbemittelten und Leidenden den Genuß einer begehrten Sache zumindest vorübergehend möglich macht? Und gibt es obendrein nicht die allgemeine Tendenz, bei vielen Dingen anderen die Nutzung großzügig zu überlassen, weil die Sachen sonst eh im Keller stehen und vergammeln? Ist der Bauchverleih nicht deshalb sogar eine Segnung unserer Zeit, weil Frauen zwischen sich und ihrem Bauch strikt unterscheiden und deshalb der fremden Nutzung nichts mehr im Wege steht?

Ist die Leihbauch-Mentalität nicht eine Segnung für die Kinderlosen, die gegen Zahlung eines Honorars – günstigenfalls sogar ohne Gebühren – in den Besitz eines Kindes gelangen, das sie selbst nicht zeugen können oder wollen? Ist es nicht ein Fortschritt über die handicaps der individuellen Natur, daß Samen und Eier, aber auch Embryonen mit Hilfe verliehener Bäuche zu Kindern entwickelt werden können?

Ist es nicht ein Zeichen zunehmender Humanisierung der Gesellschaft, daß Partner für das Kind einbringen, worüber sie gerade verfügen, den Rest dazu kaufen, sich spenden und in Leihbäuchen ausbrüten lassen?

Warum nicht ein Organ schon zu Lebzeiten verleihen, wenn andere nach ihrem Tod ihre Organe zum Wohle anderer spenden?

Ist es da nicht eine Schurkerei, wenn einige sich darüber aufregen, daß Frauen ihre Gebärmutter gegen Honorar verdingen? Leben wir nicht in einer Zeit, in der eh alles durchs Geld gehandelt wird? Und haben nicht gerade Frauen große Schwierigkeiten, in der ökonomischen Krise ihre Arbeitskraft zu verkaufen? Warum sollen sie nicht ihre Gebärproduktivität verkaufen?

Wer hat das Recht, sich darüber zu mokieren, daß Frauen ihre marktgängigen und verwertbaren Körperteile verleihen? Den Bauchverleih darf nur der kritisieren, der die Gleichbehandlung der Frauen. am Arbeitsmarkt und die Honorierung der Haus- und Kindererziehungsarbeit verwirklicht hat! Berechtigte Kritik kann es also nicht geben!

Angesichts solcher Fragestellungen und Einwendungen scheint ein Urteil über die Leihmutterschaft wie über die anderen aufstrebenden entsexualisierten Zeugungsformen nicht einfach. Mögliche Antworten folgen auch nicht mehr so ohne weiteres dem vertrauten Schema von »rechts« und »links«. Im Kampf gegen den Paragraphen 218 und das bundesverfassungsgerichtlich verfügte Tötungsverdikt über die Abtreibung konnte die Linke sich immer daran klammern, daß das Selbstbestimmungsrecht der Frauen eingeschränkt werde. Aber die Linke hat es unterlassen, auch zehn Jahre nach der Urteilsverkündung durch das Bundesverfassungsgericht, den Tötungsvorwurf öffentlich zu diskutieren, geschweige denn die individuelle gefühlsmäßige Sicht zum Schwangerschaftsabbruch als »Kindestötung« zu erörtern. Soll das Recht auf den Bauchverleih ebenfalls nur als formales Recht zugelassen werden? Was dem Skiverleih billig, ist dem Bauchverleih recht? Formale Entscheidungen statt inhaltlicher Erwägungen?

Willkommen ist angesichts der eigenen Hilflosigkeit, daß ein CSU-Politiker von der Leihmuttervermittlung als von einer neuen Form der Zuhälterei spricht und die beteiligten Frauen als »Schlampen und Huren« klassifizierte. Die Empörung der Linken über soviel Doppelmoral stärkt zwar das eigene Gemüt, aber eine inhaltliche Auseinandersetzung jenseits formaler Freiheitspostulate der Körperverwendung und -Verwertung leistet sie trotzdem nicht.

Wie halten es die Linken mit der Leihmutterschaft und den anderen Formen der entsexualisierten Zeugung und Schwangerschaft? Sind sie dafür oder dagegen und mit welchen Argumenten sind sie es?

Viele Argumente gibt es nicht: Soll es ein Freiheitsrecht von Frauen sein, ihren Bauch als persönliche Produktionsmittel zu verdingen? Kann die Leihmutterschaft ein Instrument der Befreiung von der Herrschaft des Patriarchats sein? Soll die Leihmutterschaft ein Weg sein, Arbeitsplatz- und Lohndiskriminierung von Frauen zu kompensieren?

Antworten stehen weder in Parteiprogrammen noch in Vereinssatzungen oder Lehrbüchern. Eines scheint mir sicher, ob die Frauen ihren Bauch kostenlos oder gegen Honorar, ob marktgerecht oder halsabschneiderisch verdingen, das ist nicht die Frage. Wer sich über die Honorarhöhe aufregt, unterstellt, daß die Leihmutterschaft selbst unproblematisch sei. Die Empörung über Ungerechtigkeiten bei der Leihmutterhonorierung sind so bequem wie »rechte« Gedanken über die »Zuhälterei«. Sie täuschen moralische Erhabenheit vor und kaschieren die inhaltliche Orientierungslosigkeit. Es sei einmal unterstellt, daß Leihmutterschaft hoch honoriert und sozialstaatlich kontrolliert und beaufsichtigt wird. Dann bleibt immer noch die Frage, ob die technische Machbarkeit von Leihmutterschaft sinnvoll und human ist!

Ist die technische Machbarkeit identisch mit dem Gedanken des Fortschritts? Es fehlen uns nicht nur kulturelle Traditionen und politische Kontinuitäten, die Einschätzungen möglich machen würden. Bislang hat noch niemand ernsthaft darüber nachgedacht, was es bedeutet, wenn Zeugung und Sexualität voneinander getrennt werden und zwar dann, wenn gezeugt werden soll.

Auch das bislang kritischste Argument gegen die Fremdbestimmung der Gebärfähigkeit durch staatliche Bevölkerungspolitik und kirchliches Frauenbild, daß nämlich der Bauch der Frauen der Frau gehöre, wird nicht dadurch besser, daß Frauen jetzt Wirklichkeit werden lassen, was der Staat und die Kirche an ihnen bislang ausprobiert haben. Sie verleihen ihren Bauch freiwillig, sie werden nicht mehr gezwungen.

»Mein Bauch gehört mir« ist ein dummes Argument und eine politische Borniertheit. Es ist ein Argument, das in der Bewegung gegen den Paragraphen 218 hierzulande und anderswo eine kollektive Trotzreaktion gegen die kirchlichen Autoritätsansprüche darstellte. Die Dummheit und Selbstverstümmelung besteht darin, daß im Eigentumsgerangel um den Bauch jener zu einem disponiblen Teil der Frauen wird. Sie haben sich selbst zum Eigentum! Sie machen ihren Bauch zum selbstverwalteten Eigentum! Damit degradieren sie ihre »Bäuchlichkeit« wie die katholische Kirche und die gynäkologische Praxis zu einem separaten Organismus, der das Wesen der Frau ausmacht. Alles andere ist Rest, unwesentlich. Wer über den biologischen Reduktionismus nicht hinauskommt, denkt und handelt katholisch und gynäkologisch repressiv zugleich. Um die Wünschbarkeit und Sinnfälligkeit von Leihmutterschaft und anderen entsexualisierten Zeugungsformen zu beurteilen, muß das Verhältnis von Frauen zu Zeugung, Schwangerschaft und Geburt anders als nur ein biologisch körperlicher Vorgang begriffen werden. Es geht nicht darum, wer über den Bauch verfügt, sondern daß der Bauch nicht aus dem biologisch-psychischen Zusammenhang als etwas vermeintlich Separates abgelöst wird.

Trotz langjährigen Redens über Erziehung, Mutter-Kind-Verhältnis und vorgeburtliches Leben scheint auch in der Leihmutterschaftsdebatte innerhalb der aufgeklärten Linken wenig von dieser Beziehung in die Erörterung und Bewertung von Leihmutterschaft eingegangen zu sein. Diese Beziehung zwischen der Frau und dem werdenden Kind scheint so beliebig, daß die Trennung von Mutter und Kind nach der Geburt unter der Hand in eine heroische Leistung sich verwandelt, die Kinderlosen zu Kinderglück verhilft. Aber welch ein Widerspruch! Wenn der Bundesminister für die Familie die Abtreibungszahlen senken will, indem er die Austragung unerwünschter Schwangerschaften zur anschließenden Adoption empfiehlt, dann geht ein genüßlicher Aufschrei durch die Linke: Man hat einen Wendeminister ertappt, der den Lebensschutz für das Bevölkerungswachstum instrumentalisiert und Frauen zu Gebärmaschinen degradiert!

Aber der Wendeminister macht nur, was Leihmütter ebenfalls tun und was in der Linken und damit auch der Frauenbewegung mit dem Schein weiblicher Solidarität gegenüber Kinderlosen präsentiert wird. Aber wird die Repression des Ministers zur Befreiung, wenn Frauen es selber tun? Der Begriff der Freiheit wird hier beliebig, weil er keine substantielle Bindung mehr hat. Was könnte aber eine solche Substanz ohne inhaltliche Bindung sein? Auffällig auch unter den Linken und frauenbewegten Befürworterinnen der Leihmutterschaft ist das Schweigen über den Vertragsgegenstand, eben den zu liefernden Gebrauchs- und Tauschwert: – Das Kind ! Schweigen die Linken über die Kinder, weil ihr Verhältnis zu ihnen so biologisch und organizistisch ist wie das Gerede vom Gebärapparat, der den Frauen gehört und niemand sonst? Wer durch sein tiefverwurzeltes Fühlen Frauen nur als besonders geartete Biologie begreift – auch wenn er politisch und theoretisch – wie jetzt beim Lesen – so etwas weit von sich weist, der wird Kinder ebenfalls nur als Biologie begreifen. Dann ist wirklich nur entscheidend, wem das Kind gehört und daß es gefüttert und hygienisch gewartet wird.

Die Beziehung zwischen Mutter und Kind ist jedoch keine biologische. Sie ist körperlich und psychisch zugleich und keines der Momente läßt sich gegen das andere verselbständigen. Zwischen Mutter und Kind besteht über die Geburt hinaus noch ein symbiotisches Verhältnis, das die kindliche Lebensfähigkeit und Entwicklung verbürgt. Diese Symbiose ist keine von Blutsbanden. Es ist eine körperlich-seelische Lebenseinheit und -Geschichte, die nicht mit der Geburt erst einsetzt, sondern nur fortgesetzt wird. Mit der Vertragserfüllung wird diese Einheit von Mutter und Kind durchtrennt. Die Leihmutter tut nichts anderes als das, was dem Familienminister vorschwebt. Sie zerstört die Einheit mit dem Kind. Ob Leihmutterschaft sinnvoll und human ist, muß deshalb aus der kindlichen Perspektive beurteilt werden. Das ist die Substanz, die über die formalen freiheitlichen und antidiskriminatorischen Überlegungen hinausführt. Was macht die Leihmutter oder die Absicht des Familienministers mit dem Kind nach dessen Geburt: Sie setzen es aus! Beide zwingen dem Kinde ein Trennungstrauma von lebensgeschichtlich abträglicher Bedeutung auf.

Was ist Leihmutterschaft? Es ist die moderne Form der Kindesaussetzung. Sie unterscheidet sich von der Ablage eines Kindes im klösterlichen Findelkindkasten dadurch, daß es im Vermittlungsbüro nur luxuriöser zugeht. Für das Kind hingegen hat sich nichts geändert. In beiden Fällen handelt es sich um Aussetzungen. Alles andere sind nur belanglose Äußerlichkeiten, die das Grausame der Kindesaussetzung weder beschönigen noch auslöschen können. Früher wurden solche Mütter Rabenmütter genannt, heute heißen sie Leihmütter. Der wesentliche Unterschied besteht darin, daß früher unter zwingender Not ausgesetzt wurde und Gefühle der Schuld und des Scheiterns damit verbunden waren.

Leihmutterschaft beansprucht heroisches selbstloses Mitgefühl mit Kinderlosen! Darf die traumatisierende Trennung des Kindes von der Mutter der Preis für das vertraglich arrangierte Kinderglück der Kinderlosen sein? Wenn Glück nicht die Unterdrückung des Anderen sein soll, dann: Nein!

Verhindert wird das Unglück jedoch nicht durch den Vater namens Staat, der sich des Strafgesetzbuches bedient.

Gerhard Amendt, Dr phil, Professor für Sozialpsychologie an der Universität Bremen. Amendt ist u. a. Autor von »Die Gynäkologen« (Konkret Literatur Verlag, 1982) Er arbeitet zur Zeit an einem Buch über die psychischen Folgen de entsexualisierten Zeugungstechniken (erscheint im Herbst 1985 bei Fischer)

Konkret 04/85, S. 86

Georg Fülberth

Der Öko-Schmock

Joseph Huber: Die Regenbogengesellschaft. Ökologie und Sozialpolitik, S. Fischer Verlog, Frankfurt/Main 1985, 270 Seiten, DM 28.-

Berührungen zwischen Teilen der Grünen Bewegung und konservativen Positionen erscheinen häufig als Zufall, Kuriosität oder Kinderkrankheit. Sie sind es nicht. Ihre Ursache ist die Verabsolutierung des Gattungsbegriffs. Hier beginnt die geseifte Schräge, welche ins Gemeinwohl führt.

Eine Bedingung bürgerlicher Hegemoniesicherung ist, daß die kapitalistischen Gründe allgemein wahrgenommener Schäden (von der Arbeitslosigkeit bis zum Waldsterben) im Dunkeln bleiben. Sehr hilfreich wirkt es da, wenn die sozialistischen Länder – teilweise unter dem Druck der Systemauseinandersetzung – mit Umweltzerstörung und Kriegsgefahr auf die gleiche Titanic geraten, sodaß ihre Theoretiker immer stärker »globale Probleme« erörtern. Ist die Not am größten, kommt das Angebot der Großen Koalitionen und Volksgemeinschaften, das »Ich-kenne-keine-Parteien-mehr«. Die Sache ist perfekt, wenn auch Linke mitwirken. Einer, der den Anfang macht, findet sich immer.

Dieser Eine will für diesmal der Westberliner Sozialwissenschaftler Joseph Huber sein: als Großer Chemiker, welcher zeigt, daß fast jede Verbindung möglich ist. Keineswegs darf er einer einzigen politischen Partei zugerechnet werden. Vom Demokratischen Sozialismus aus schielt er bis zur CDU. Nicht das spezifische Gewicht seiner Arbeiten macht ihn hier für uns interessant, Beachtung verdient er als Symptom.

Einst war er Kriegsdienstverweigerer und Mitgründer von Netzwerk Selbsthilfe, schrieb für Kursbuch und Rotbuch sowie in den »Studientexten der Hochschulinitiative Demokratischer Sozialismus«. Er ist einer der aktivsten Verfechter der Dualwirtschaft, deren Vorzüge er etwa alle zwei Jahre in einem neuen Taschenbuch bekanntgibt.

Mit seiner jüngsten Veröffentlichung – »Die Regenbogengesellschaft« – vollzieht er nun den offenen Wechsel nach rechts. Sie ist als Pronunziamento geplant, worauf auch die priesterlich kurzen Sätze vieler Passagen hindeuten.

Die technologischen und ökonomischen Prämissen, welche Huber hier politisch auswertet, hat er bereits in früheren Schriften dargelegt: Die kapitalistische Industriegesellschaft stehe vor dem Durchbruch in die zweite Phase ihrer Geschichte. Die erste begann mit der Industriellen Revolution und endete mit der Sozialen Marktwirtschaft. Diese brachte den totalen Klassenausgleich im »Arbeitnehmer- und Konsumentenkapitalismus«. Jetzt allerdings ist »Große Stagnation«. Arbeitgeber und Arbeitnehmer haben gemeinsam die Umwelt zuschanden geritten. Die Lohnnebenkosten seien zu hoch, die Renten nicht mehr finanzierbar, die Lehrer zu reich, die Arbeiter zu dick, das Gesundheitswesen artete längst zur Überbetreuung aus, und »wenn man daran denkt, daß täglich 10 bis 15.000 Menschen Hungers sterben, muß einem an und für sich jeder Bissen im Hals stecken bleiben.«

Die »Große Stagnation« kann überwunden werden mit der »Großen Transformation«, auch »ökosozialer Umbau« genannt. Ziel ist die »Regenbogengesellschaft«, charakterisiert durch »Ökologie, Wohlstand und Demokratie«. Das Farbenspiel symbolisiert zugleich die Verbindung von Konservatismus (= Umweltschutz), Liberalismus (= Marktwirtschaft) und Sozialismus (= »Politikauftrag des Sozialismus«). Strategische Leitsektoren der nächsten »Langen Welle« werden die Computertechnik und die Ökoindustrie sein.

Dazu ist allerdings die Umlenkung von Investitionen nötig. Die Mittel müssen dort abgezogen werden, wo sie zur Zeit falsch gebunden sind: in den Auswüchsen des Sozialstaats. Es gilt der Grundsatz: »Entlastung von Investitionen zu lasten konsumtiver Ausgaben«. Mehr finanzielle Selbstbeteiligung der Patienten wird den Krankenstand senken. Soweit Lehrer nicht durch Computereinsatz überflüssig werden. sollen sie sich in größeren Mengen als Freiberufler niederlassen. Auch die Hochschulen erhalten eine Marktverfassung. Durch Teilprivatisierung muß im Bildungswesen und bei den bislang kommunalen Dienstleistungen eine »Soziale Gemischtwirtschaft« entstehen.

Der Sozialstaat findet eine neue Aufgabe: die Absicherung eines Mindesteinkommens durch eine »negative-Steuer«, deren Ertrag aber so niedrig sein muß, daß ein Anreiz für Erwerbsarbeit bleibt. Diese Idee ist von Ronald Reagans Wirtschaftstheoretiker Milton Friedman, den Joseph Huber nachgerade ehrfurchtsvoll erwähnt. Von hier läuft eine Querverbindung zu André Gorz' Vorschlag eines garantierten Lebenseinkommens. Der Regenbogen-Autor allerdings schneidet diese Linie brüsk ab: die utopisch-kommunistischen Flausen des Franzosen seien entbehrlich.

Die Entwicklungsländer bekommen handelspolitische Zugeständnisse, dafür müssen sie »umweltpolitische Verpflichtungen« eingehen. Auf dem Binnenmarkt wird die Umorientierung der Ressourcen in die Ökowirtschaft und Telematik durch Steuergesetzgebung und finanzielle Sanktionen gefördert. Jedoch entfaltet sich das Kapital erst dann optimal, wenn die Arbeitskraft verbilligt, ökonomisch verfügbar und zugleich politisch gebändigt ist. Huber denkt darüber nach, »ob man die Gewerkschaften nicht per Gesetz in autonome öffentlich-rechtliche Körperschaften umwandelt, bei denen alle Arbeitnehmer qua Arbeitsvertrag automatisch Mitglied sind.«

Er empfiehlt eine ein- bis dreijährige »allgemeine Dienstpflicht« für Männer und Frauen, je nach Wunsch militärisch oder zivil. Eine reguläre Bezahlung dafür soll es nicht geben. Der Späth-Bericht »Zukunftsperspektiven gesellschaftlicher Entwicklungen« ist in diesem Punkt schlapper. Dort ist der Sozialdienst freiwillig, und eine weibliche Barras-Variante wird nicht erwähnt. Allerdings distanziert sich Huber taktisch-verbal vom Reichsarbeitsdienst: militärische und zivile Verpflichtung sollen organisatorisch klarer geschieden sein. Im übrigen sind die Gemeinsamkeiten zwischen seinem Konzept und dem Späth-Bericht faustdick. Wahrscheinlich hat das auch eine hochschulpolitische Komponente: Wer einmal als links galt und innerhalb einer christdemokratischen Universitätslandschaft jetzt noch Professor in einem sozialwissenschaftlichen Fach werden will, muß sich anbiedern.

Hauptadressat allerdings ist die angeweichte, »undogmatische« Linke, welche den Empfang der Späth-Botschaft gewiß verweigern würde, wäre der Originalabsender sofort erkennbar. Ohne zwischengeschalteten Ivan Illich (auch er gehört zu Hubers Bezugs-Helden) geht es immer noch nicht. Vorbereitet ist das Terrain allerdings ohnehin. Wo nämlich soll – gesellschaftspolitisch – der Unterschied sein zwischen erstens Waldorf-Schule, zweitens Hubers Forderung nach Privatisierungen und drittens der Freie-Schulen-Propaganda, welche viele Grüne betreiben?

Das Regenbogensystem mag mit Dualwirtschaft vereinbar sein, vor allem aber ist es wohl Formierte Gesellschaft: Einschmelzung aller gesellschaftlichen Einzelinteressen (besonders soweit sie gewerkschaftlich organisiert sind) in ein kapitalistisches Gesamtziel. Als Ludwig Erhard 1964 erstmals diesen Begriff in die Diskussion brachte (inspiriert von Theoretikern mit obrigkeitsstaatlicher Tendenz, teilweise sogar mit faschistischer Vergangenheit), wurde er nicht nur bekämpft, sondern auch ausgelacht, denn er wußte nicht so recht, wo und wie. Huber macht's jetzt detaillierter.

Nach eigener Aussage teilt er mit Warnfried Dettling, einem der bekannteren jüngeren CDU-Ideologen, »die grundlegende Problemsicht, die Wahrnehmung der ordnungspolitischen Aufgabe. Weniger Übereinstimmung besteht hinsichtlich der Realanalysen und hinsichtlich der zu ziehenden Schlußfolgerungen.« Die Gemeinsamkeit mit Heiner Geißlers Zudenker bezieht sich vor allem auf die »Neue Soziale Frage«, die erstmals in der »Mannheimer Erklärung« der CDU 1975 aufgebracht wurde. (Ideologiekritische Archäologie mag hier sogar umfunktionierte Gedankensplitter von Habermas und Offe entdecken.) Danach kamen die »Neuen Sozialen Bewegungen«. Joseph Huber findet die Synthese. Eine Kapitelüberschrift lautet: »Neue Soziale Fragen. Probleme des ökosozialen Umbaus (industrial switch over)«.

Vom Regenbogen wird wohl gelten, was sein Propagandist für die Soziale Marktwirtschaft befindet: ihr Leitbild »schloß Kommunisten und Faschisten automatisch aus.« Nun bedient sich Ausgrenzung zuweilen auch der Integration. Huber beschreibt das Leid der Industrialisierungsopfer, »die Bande des Blutes und Bodens loszulassen,« doch er kriegt die Kurve: »spätestens im Faschismus wurde das endlose Gejammer unmenschlich.«

Der Gesinnungspaß, den er vorweist, ist »ungefähr zu vierzig Prozent demokratisch-sozialistisch, zu dreißig Prozent liberal und zu zwanzig Prozent konservativ. Die restlichen zehn Prozent möchte ich sozusagen unbewußten politischen Schattenseiten jenseits der sichtbaren Farben in Rechnung stellen.« Von da aus kann die Brücke zu Glotz geschlagen werden: »Gerade die Ökologiebewegung quer durch alle Lager verbindet sich heute mit den neuen, intelligenteren Industrieabteilungen zu einer Regenbogenkoalition zugunsten des Projektes einer ökologischen Modernisierung.« Bald danach folgen Vorschläge zur Erweiterung der Mitbestimmung, Empfehlungen für die Schaffung teilautonomer Gruppen in der Produktion und zur Humanisierung der Arbeit. Dieses Volksgemeinschafts-Modell behält die Illusion der selbstständigen Interessenvertretung bei, obwohl es nach der in ihm angelegten de-facto-Ausschaltung der Gewerkschaften noch nicht einmal zu einer ordinären Sozialpartnerschaft reichen wird.

Nichts ist hier neu. Die Versöhnung zwischen Demokratischem Sozialismus, CDU-Ideologie, Ökologie ist nicht erpreßt: sie kommt zustande, wenn in »Alternativbewegung« und Sozialdemokratie sich jeweils die rechteste Variante durchsetzt. Daß die arbeitsteilige Superkoalition, draufgesattelt auf die Neuen Technologien, eine langdauernde Prosperität herbeiführen kann, wird behauptet, aber nirgends bewiesen. Richtig an dieser Prognose bleibt, daß die Bourgeoisie, welche es bei Huber gar nicht mehr gibt, noch nicht am Ende ihres Lateins ist.

Der ideologische Komplex, welcher hier auftaucht, ist die »Neue Mitte«. Dieser Terminus begann seine Karriere nach der Bundestagswahl 1972 im sozialliberalen Spektrum: als die APO von der SPD weitgehend geschluckt und auch ein Einbruch in die Anhängerschaft der CDU/CSU gelungen war, schien sich eine politische Verbindung von links bis konservativ herauszubilden, welche durch SPD und FDP vertreten werden sollte. Organisatorisch ging das schief: die CDU entdeckte die Neue Soziale Frage, die Sozialdemokraten konnten ihr parlamentarisches Linksmonopol nicht halten. Stattdessen kommt die Achse Späth-Glotz-Rudolph Steiner. »Die verlorene Unschuld der Ökologie« heißt ein Huber-Buch von 1982. Das war eine interessante These. Die Ökologie ist rund wie eine Kanonenkugel. Wohin sie rollt, wenn sie Teil des kapitalistischen Gemeinwohls wird, dürfte seit dem Buch »Die Regenbogengesellschaft« klar sein. Das ist sein Verdienst.

Konkret 04/85, S. 88

Rudolf Koch

Priester in Hoffnung

Roberto Zapperi: Der schwangere Mann. Männer, Frauen und die Macht. Verlag C. H. Beck München 1984. 286 Seiten, DM 29.80

Ob Adam und Eva Blutschande begangen haben, darüber zerbrach sich Thomas von Aquin lange den Kopf. Gestolpert war der früh heiliggesprochene Scholastiker des 13. Jahrhunderts vermutlich über mittelalterliche Bild-Darstellungen der Erschaffung Evas, in denen sie nicht mehr wie in der Bibel aus einer Rippe Adams geformt, sondern auf Weisung des Schöpfers vom schlummernden Adam geboren wurde. Dann wäre die Gefährtin auch die Tochter Adams gewesen. Ein Paradox, dessen Lösung keineswegs so müßig ist, wie man voreilig denken könnte. Darunter lag nämlich ein peinlicher Riß im damaligen Lehrgebäude der römischen Kirche.

Mit dem Ziel, ihren Herrschaftsanspruch auszuweiten, hatte die Kirche Mitte des 11. Jahrhunderts damit begonnen, dem Gottesvolk die Institution der Ehe samt Ethik und Sexualmoral nachdrücklicher als bisher ans Herz zu legen. Deren funktional wichtiger Kern war die Unterordnung der Frauen (und der Kinder) unter die Männer nach dem Modell des Verhältnisses von Herr und Knecht. Schützenhilfe bei diesem Versuch, einer nur dem Namen nach christlichen Gesellschaft ihre Herrschaftsordnung aufzuzwingen, erwartete die Kirche von der bildlichen Darstellung der gottbefohlenen Geburt Evas aus Adam. Denn die sollte der schriftunkundigen Christenheit den Beweis dafür liefern, daß Eva Adam untertan sei. Ein Versuch also, die natürliche biologische Zeugungsordnung durch symbolische Verdrehung auf den Kopf zu stellen: deutlich eine Rechtfertigung der realen familiären Herrschaft über die Frau. Mit den bekannt weitreichenden Folgen über die eheliche Ordnung in der abendländischen Zivilisation, wie sie der italienische Literatur- und Kunsthistoriker Roberto Zapperi auch sprichwörtlich illustriert: »Wer seine Frau schlegt mit dem Bengel, der ist vor Gott ein heilger Engel«, lautet die christliche Prügelethik in Deutschland um 1630. Kürzer in Sizilien: »Padre, Padrone.«

Zapperi verfolgt das Vordringen dieses bildlichen Motivs, das mit dem der Geburt der Kirche aus der Seitenwunde Christi am Kreuz verklammert ist, über die Jahrhunderte und findet es meist an hervorgehobener Stelle. So beispielsweise im sizilianischen Dom von Monreale, der gegen Ende des 12. Jahrhunderts erbaut wurde, gleich zweimal: an der Domtür und auf einem Mosaik an der Fassadeninnenwand. Was hier für eine der üblichen, notwendig fleißgetränkten Motivstudien gehalten werden könnte, die nun wirklich bei Adam und Eva beginnt, jene gelehrsame Stoffhuberei, deren Hauptdarsteller eine Struktur, deren Gegenspieler die Langeweile ist, ist doch sehr viel mehr: Wir erleben als eigentlichen Helden des Buches den Erzfeind der Macht: den beißenden Witz und Spott des Volkes. Der findet sich in der anti-christlichen Folklore und agiert ebenfalls symbolisch. So gibt es im selben Dom von Monreale, an abgelegener Stelle, ein weiteres Mosaik, das seit eh und je auffällig größere Attraktionskraft besitzt; offiziell betitelt: »Das Wunder der Heilung eines Wassersüchtigen«.

Doch der Volksmund scherte sich wenig um Jesu Wundertaten und taufte es, auf den Blähbauch des Kranken anspielend, den »Schwangeren Mann von Monreale«. Widerspenstig-höhnische Gegenstimme zu einem Dominierungsversuch, der die Schöpferkraft des Mannes aus der weiblichen des Gebärens zu begründen versucht.

Zur beliebtesten Zielscheibe des Spotts wurde der Priester. Denn dem waren die Folgen der sexualfeindlichen Vertreibung der heidnischen weiblichen Gottheiten aus der Dreifaltigkeit des Christentums deutlich anzusehen: Er hatte die Weiblichkeit nun symbolisch mitzuverkörpern, durch die selbstauferlegte Kastration von Zölibat, Tonsur und rituellem Gewand. An dieser Schwachstelle setzten unzählige Schwänke und Märchen der Volksüberlieferung an, sie verspotteten den Priester im Rock, den wohlbeleibten Herrn, der so oft Wasser predigte und Wein trank, als Schwangeren.

Immer wieder die Konstruktion: ein beleibter Priester schickt wegen Unwohlseins eine Magd zum Arzt – mit seinem Urin, den sie verschüttet und ängstlich ersetzt durch den Urin einer Schwangeren. Das führt zu einer peinlichen Diagnose, die den Priester, dem Wahnsinn nahe, auf Abtreibung sinnen läßt; bis er zu Stuhle kommt und ein dabei erschreckt forthüpfendes Tier für sein Kind hält.

Wie Zapperi den christlichen Mythos der Geburt Evas und seinen Widersacher, den »schwangeren Mann«, durch die Kulturgeschichte bis zu den großen französischen Erzählern des 19. Jahrhunderts verfolgt, das ist vom Verfahren her keine Suche nach dem Immer-Gleichen. Dem gewitzten Blick für die kulturspezifisch unterschiedlich profilierten zahllosen Fabeln und Schwänke vom schwangeren Mann der Aufmerksamkeit für d;e Symbole der Herrschaft und gleichzeitig für den Ausdruck des störrischen Widerparts geraten die Motive des Utopischen nicht aus dem Auge. Zapperi zeigt, auch als männliche Antwort auf die feministische Polemik des letzten Jahrzehnts gedacht, wie leicht die Kraft weiblicher List durch die Nachahmung des Potenzgehabes der Männer verspielt wird. Und Subversivität ist ja nicht denen zu eigen, denen der Begriff der Subversion zur imposanten Erkennungsparole von Mode-Diskursen wird, und die dann »unaufhörlich reden, um zu sagen, daß Sagen nichts besagen will« (der Philosoph Castoriadis über die Post-, Neo- oder Quasi-Strukturalisten).

Hier dagegen wird nicht Männern als Männer oder Frauen als Frauen, sondern Unterdrückern die Rechnung aufgemacht. Mehr nicht, gewiß, aber: »Es kocht eben weiter«, hätte ein anderer aus der Mode gekommener Denker, Ernst Bloch, gesagt.

Konkret 04/85, S. 90

Notizen

Das »Junge Rheinland«

Name einer Anfang 1919 in Düsseldorf gegründeten Künstlergruppe (Gert Wollheim, Otto Dix, Max Ernst, Otto Pankok) und Titel einer Retrospektive: »Zur Kunst- und Zeitgeschichte einer Region 1918-1945«, die noch bis zum 8. April in der Düsseldorfer Kunsthalle zu sehen ist.

Afro-Vision

Ein afrikanisches System zum Austausch von Fernsehnachrichten noch dem Vorbild der Eurovision ist in Vorbereitung. Auf der jüngsten Generalversammlung der Afrikanischen Rundfunk- und Fernsehunion (URTNA) in Brazzaville (Kongo) wurde grünes Licht gegeben für ein Projekt, das als ersten Schritt die Ausbildung von afrikanischen Fernsehteams vorsieht. An der Ausbildung sind Ägypten (als URTNA-Mitglied) und die bundesdeutsche Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn beteiligt. Noch Angaben der Stiftung wird Ägypten als Gastgeberland Fernsehstudios in Kairo für das Ausbildungsprogramm zur Verfügung stellen und außerdem einen Teil der Ausbildungskosten tragen. Die Friedrich-Ebert-Stiftung sorgt für Ausbilder(»mit Eurovisions-Erfahrung«) und Beschaffung von technischem Gerät. Die Projektkosten belaufen sich voraussichtlich auf mehrere Millionen Mark. Bislang sind die afrikanischen Staaten weitgehend vom Import in Europa und den USA produzierten Nachrichtenbeiträgen abhängig.

Huhn über Bord

Wenn Herbert »Siegfried« Pfannkuchen als Bogart in seinem U-Boot-Western auf Feindfahrt geht, ist alles noch schlimmer, als wir es aus »Casablanca« kennen, dachte sich Hermann Peter Piwitt. Drangsaliert aus dem Radio (»Männer«), malträtiert von der Scheibe (»Das Boot«), ohne Hoffnung, daß endlich MAD, die ihm zweitliebste Zeitschrift, Grönemeyern den Spitzen-Alfred des Monats verleiht, brach er eine Lanze für den Mann im Huhn.

Hühner

Hühner haben auch' ne Seele.
Hühner haben eine trockne Kehle.
Hühner haben auch Gefühle.
Gehn auch mal an Muttis Spüle.
Hühnern schwillt manchmal der Kamm.
Hühner sind, parbleu, kein Lamm.
Hühner schlagen auch mal drauf.
Hühner nehmen viel in Kauf.

Hühner können zärtlich sein.
Hühner weinen Stein und Bein.
Hühner brauchen viel Verständnis
in Bedrängnis.
Hühner sind nicht einfach Asche.
Sind viele mehr als bloß Aktentasche.
Tragen das Herz auf dem rechten Fleck.
Machen aber auch manchmal Dreck.
Hühner sind sehr verletzlich.
Letztlich.

Kein Huhn ist immun.
Wann ist ein Huhn ein Huhn?

Manchmal sind sie gar nicht prüde.
Manchmal sind sie nur mal müde.
Oder kommen sich ins Gehege
Im Gelege.
Manchmal geben sie alle Energien
in die Legebatterien.
Manchmal liegen sie nur so
da und träumen vom Büro.

Und die Hühner vögeln gerne
Ob in Bangkok oder Herne.
Ob in Bagdad oder Schlüchtern.
Mal besoffen und mal nüchtern.
Das ist nun mal ihre Art.
Ganz apart.
Hühner mögen's tun.
Wann ist ein Huhn ein Huhn?

Menschen wollen davon natürlich nichts wissen.
Aber ihr schlechtes Gewissen
Ist ihnen kein sanftes Ruhekissen.
Manchmal haben Hühner sogar Flöhe.
Oder komponieren die Neunte in Allermöhe
Menschen werden das nie begreifen.
Menschen denken immer nur an ihren Steifen.
Aber Hühner sind nun mal so
mal mit Herz, mal anderswo.

Satz für Satz

Werner Schneyder, vom Mainzer Kleinkunstpreis gezeichneter, als ZDF-Boxreporter aber ungeschlagener Kabarettist, geht mit seinem Programm »Satz für Satz« auf eine 61 Städte Tournee. Die Tour begann am 18.3. in Würzburg und endet am 25.5 in Biberach.

Freiheit und Witz

Zum 100. Geburtstag von Ernst Bloch (1885-1977) kündigt der Reclam Verlag (Leipzig) Blochs »Freiheit und Ordnung. Abriß der Sozialutopien« an.

Mitte dieses Jahres wird der Gustav Kiepenheuer Verlag (Leipzig) »Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten« von Sigmund Freud herausbringen.

Ausgewogenheit

Gesperrt für den Schulgebrauch in Westberlin ist der Materialband: »Zerstört, besiegt, befreit – Der Kampf um Berlin bis zur Kapitulation 1945« (Verlag Frölich & Kaufmann). Schulsenator Fink hält die vom Pädagogischen Zentrum herausgegebene Collage aus Quellentexten für »emotional aufgeladen« und zu wenig ausgewogen. Nazis kommen dort nicht zu Wort.

Die Vernunft des Schlafs

Die Arbeitsgemeinschaft der Filmjournalisten hat den Film »Der Schlaf der Vernunft« von Ula Stöckl zum Spielfilm des Jahres '84 gekürt. Dem Film sei der »Ausbruch aus den filmsprachigen Konventionen« gelungen und mache den »mythologischen Hintergrund« der Lebensbedingungen von Frauen deutlich.

Orgeln und Pfeifen

Wenn Schlesien schon nicht »unser« sein darf, soll es zumindest heim ins Reich der Musik. Deshalb will der »Komponist und Musikwissenschaftler Professor Norbert Linke« den »Gedanken an das ostdeutsche Kulturgut wachhalten«. Mit Orgeln. Kirchenorgeln. Seine mit erläuterndem Text versehene Doppel-LP »Orgellandschaft Schlesien« erhielt gerade den Preis der »Deutschen Schallplattenkritik«. Und Linke den Auftrag, mit finanzieller Unterstützung der »Stiftung Ostdeutscher Kulturrat« in Bonn (Präsident: Hupka) nach dem gleichen Muster auch andere »ehemalige deutsche Gebiete« vorzustellen. Auf dem Programm stehen: Danzig, Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, Böhmen und Mähren. Fehlen: Lothringen, Tirol, Togo.

Zensur im WDR

Ohne Nennung der Autorennamen und um mehrere Minuten gekürzt lief im 3. Fernsehprogramm des WDR in der Reihe »Landesspiegel« der Beitrag »Schwul zu sein bedarf es wenig...« über den Sender. Die Halbstunden-Sendung war gegen den Willen der Autoren Michael Föster-Düppe und Detlev Puls noch am Tage der Sendung gekürzt worden. Während normalerweise »Landesspiegel«-Beiträge direkt im Studio Dortmund abgenommen und von dort auf den Sender eingespielt werden, wurden sie diesmal am Tag vor der Sendung ins Kölner Funkhaus überspielt, und das sogar mehrmals, bis das Justitiariat sie begutachtet holte. Daraufhin ergingen drei Schnittauflagen. Der Schere fielen zum Opfer: eine Erotik-Szene, ein Satz aus einem O-Ton-Interview mit einem Schwulen aus Essen, der von seinen ersten erotischen Erfahrungen berichtete, und eine Sequenz, in der Abbildungen berühmter Homosexueller von Friedrich dem Großen bis Gustaf Gründgens, unterlegt waren mit umgangssprachlichen Benennungen für Homosexuelle.

Föster-Düppe: Die Eingriffe zeigen mit aller Klarheit, daß heute, nach der Wende in Bonn, nicht mehr gesendet werden dürfte, was etwa von Rosa von Praunheim an weit Krasserem schon vor Jahren auf deutsche Bildschirme bringen konnte.«

»Tam Tam für Äthiopien«

Dreißig schwarzafrikanische Musiker, von denen die Mehrzahl allerdings schon seit Jahren aus unterschiedlichsten Gründen – Exil oder Geschäft – in Paris lebt, haben bei Philips/Monogram (880-568-1) ihre Solidaritätsplatte für die Opfer des Hungers in Äthiopien herausgebracht. Auf Initiative von Manu Dibango kamen Schwarzafrikanische Musiker zusammen, die sich vorher eher aus dem Wege gegangen waren. Mit dabei unter anderen King Sunny Ade, Toure Kunda, Salif Keita. Die Zeitschrift »Afrique-Asie« lobte die Platte als ein panafrikanisches Werk, das die geographischen und ethnischen Grenzen überwinde und die Einheit des Kontinents beschwöre.

Lora, Lora, Lora, Lora, Lora,

Das gab's noch nie. Zürichs alternatives Radio LORA brachte in einer fünfteiligen Serie von insgesamt acht Stunden Länge alle Songs als Livemitschnitt, die Bob Dylan auf seiner 84er Tour im Programm hatte. Das Radiospektakel lief jeweils sonntags unter dem Titel: »Reunion Sundown. Jokerman '84 revisits Highway 61. Eine Robertage über Dylons Europatournee 1984« und wurde von Claude Hentz und Andreas Loebell für Radio LORA produziert. Fortsetzung folgt.

Halt den Schnauzer

Das gab's schon öfter. Wolf Biermann, der immer weiß, wo's lang geht, hat sich bei einem Auftritt daneben benommen. Er denunzierte die Arbeit der Schweizer Brigaden in Nicaragua als »Revolutionstourismus«. Im 'Zeitdienst' wird er von einem Leser aufgefordert, sein Lied vom 'Verräter' umzuschreiben; dazu müsse er nur lange genug in den Spiegel schauen.

Das deutsche Kino – now

B.S. »Jeder fortschrittliche Genosse muß nicht nur eine Uhr, sondern auch einen Fotoapparat haben.« Das empfahl in den noch frischen Jahren der Revolution Lunatscharskij, damals Volkskommissar für Volksaufklärung. Das waren noch Zeiten. Und was empfiehlt der Hauptverband Deutscher Filmtheater e.V. heute im Jahre der 35. Filmfestspiele Berlin? »Rettet das Kino – jetzt« Und stärker noch »Rettet das deutsche Kino – jetzt!« Doch die Kinos in der deutschen BRD sind schon lange keine Kinos deutscher Filme mehr. In diesen Tagen, da in Westberlin die Filmfestspiele stattfanden, hatten folgende Filme in den »deutschen Kinos« bereits mehr als 400.000 Besucher »Police Academy« (988.363), »Ghostbusters« (608.000), »Es war einmal in Amerika« (532.131), »Auf der Jagd nach dem grünen Diamanten« (519.017), »Der Wüstenplanet«(454.057).

Was hält der »Hauptverband der Deutschen Filmtheater e.V.« dagegen? Warum soll das »Deutsche Kino jetzt« gerettet werden? Weil das Fernsehen einen »Vernichtungswettbewerb« eingeleitet hat, »der unter ordnungspolitischen und sozialen Gesichtspunkten nicht mehr hingenommen werden kann.« Jawoll! Und was fordert der eingetragene Verein für das »deutsche Kino jetzt«? Der Verband »stellt sich ausdrücklich hinter den Appell des Bundespräsidenten, der dazu aufgefordert hatte sich Entwicklungen entgegenzustellen, die mit einem unkontrollierten Ausbau die schöpferischen und kulturellen Kräfte in der Bundesrepublik gefährden.« In diesen Tagen, da in Westberlin die Filmfestspiele stattfanden, liefen in den »deutschen Kinos jetzt« die folgenden Filme an »Die Aasgeier/Killermission«, »Auf dem Highway spielt die Polizei verrückt«, »Ninja – in geheimer Mission«, »Valley Girl – das Mädchen und der heiße Typ«. Die »schöpferischen und kulturellen Kräfte« in der Bundesrepublik können sich, man merkt es gleich, unablässiger Förderung durch das »deutsche Kino jetzt« erfreuen. Und die »deutschen Filme« für die »deutschen Kinos jetzt«, ist denen das alles »unter ordnungspolitischen und sozialen Gesichtspunkten« überhaupt ein Problem? Interessiert sie noch das Kino, das »deutsche Kino«, gar, als Ort der Vermittlung zwischen Film und Zuschauer«? Nicht so doll. Eine Nachwuchsfilmemacherin auf der Berlinale über ihren Film »Der Film entsteht von einem Drehtag zum anderen. Mich interessiert nicht, etwas zu beweisen, genausowenig interessiert es mich, eine bestimmte Geschichte erzählen zu können. Mich interessiert der Zustand in dem alles Faßbare nur eine Erinnerung geblieben ist und trotzdem hautnah existiert.« Das Rentenalter beginnt jetzt mit 18.

»Ich gehe nicht mehr in die Schule. In der Schule muß ich lernen, was ich nicht weiß«, heißt es in »Les enfants« von Marguerite Duras. Der Film lief auch in Westberlin. Im Festival. Im Wettbewerb. Im Kino. Er irritierte immerhin. Am 31. Mai 1985 läuft in den deutschen Kinos in der BRD »Love Streams« von Cassavetes an. Der hatte 1984 den Goldenen Bären in Westberlin gewonnen. Das deutsche Kino jetzt immer vorneweg: ordnungspolitisch, sozial, schöpferisch und kulturell.

Konkret 04/85, S. 94

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Das Denken kommt gänzlich aus der Mode. In diesem Frühjahr trägt die Journaille Religion:

Gott holte den Kreml-Fürsten

hieß die Nachricht der »Bild«Zeitung vom Tod des Konstantin Tschernenko, und Redaktionspfarrer Sommerauer bohrte nach

Kommt Tschernenko in den Himmel? Diese Frage ist klüger, als sie sich auf Anhieb anhört. Sie setzt nämlich voraus, daß Gott existiert und über jeden Menschen ein ewiges Urteil spricht. Ja, auch Tschernenko wird sich vor Gott verantworten müssen, wie jeder andere Mensch auch. Es ist allein in Gottes Hand gelegt, über sein Leben auf dieser Erde zu richten.

Vorbei die Zeiten, zu denen der Redaktion gewiß war, daß alle Kommunisten der Teufel holen werde. Lasset die Leute lieber an einen heiligen Kommunisten glauben, als über die heillosen Zustände nachdenken. Denn der Glaube versetzt Berge von Arbeitslosen in Trance, Gedanken über Realitäten aber machen die Leute bloß mürrisch:

Wer rettet die Welt vor den Realisten?

fragt deshalb der Rolf Winter, Chefpfarrer vom »Stern«, seine lieben Leser und singt ein Lied auf den braven unpolitischen Mann:

Ich kann begreifen, daß junge Menschen auf die politische Konvention pfeifen, sie für verlogen erklären und entweder in d ie politische Peripherie oder ins Unpolitische flüchten,

es also allein in Gottes Hand legen, der Sommerauer und Rolf Winter werden läßt und auch den Erich Böhme, des »Spiegels« Fluchthelfer ins Umwölkte, den König Erl des Leitartikels für abgewandte Kleinbürger:

Ein Politiker, der geisterhaft durch die Wahl-Landschaft zieht, abgepolstert von der offensichtlich durch nichts zu erschütternden und durch die Abwesenheit ernsthafter Alternativen anästhesierten Anhängerschaft... Zu Felde zieht und Mehrheiten sucht über den Wolken der Realität jener Riesen-Enkel, der Aufschwung verheißt, wo doch der nächste Konjunktureinbruch schon heraufdämmert... In einer Wahlschlacht der Gespenster – der rot-grünen und der schwarz-biederen – wird in diesem Frühjahr Deutschland Schicksal bis hin in die 90er Jahre entschieden... Sehen die Deutschen ihrem Kohl das Kompetenzdefizit zugunsten seines nebulösen Gemeinsamkeits-Medleys nach...

Und erreichte den Hof mit Müh und Not, in seinen Armen der Grint war tot. Deutschlands Schicksal: Des Volkes Denker sind nicht mehr dicht und wollen es auch nicht sein. Nebenan, bei der »Zeit«, fragt ein U. Greiner (nicht: Ukrainer, wenngleich...):

Können Ethnologen fliegen? Wo scheitert Wissenschaft, was bewirkt Magie? Sind Schamanen klüger als wir? Neuerdings nagt der Zweifel an der Wissenschaft selber. Traditionsgemäß Ausbund und Hort des Rationalen ist sie sich dessen keineswegs mehr sicher. Bislang war es einfach:

Ethnologen konnten nicht fliegen, sowenig wie Feuilletonisten, und wenn sie es versuchten, fielen sie auf ihren wertvollsten Körperteil, die geölte Schnauze. Heute erheben sie sich schwungvoll aus dem Dämmerlicht des Konjunktureinbruchs über die Wolken der Realität:

Zum Schluß will ich es nun doch endlich wissen: »Können Hexen fliegen?« – »Nein«, antwortet er, »die Hexe möcht ich erst mal sehen.« Aber er wäre nicht Dürr, würde er es damit gut sein lassen. Er fügt hinzu: »Ich bin nach allen Seiten offen.« Genaues weiß man eben nicht. Die Hexen sind unter uns, denn die Wildnis gehört zur Kultur als ihr anderes. Von Dürr und seinen Büchern kann man lernen, daß es mehr als nur eine Wirklichkeit gibt.

Kommt Tschernenko in den Himmel? Wenn er eine Hexe wäre – wer weiß? Pech für die Dichter des Nebels, für Dürr und Doof, Sommerauer und Winter, wenn mal einer dabei ist, der nicht zum Medium taugt:

Rad-Amateur Bienek hatte auf Mallorca einen schweren Unfall/Hamburger im Training frontal gegen Auto!

Berg-Training der Hamburger Rad-Amateure auf Mallorca: Oliver Bienek (20) rast eine steile Straße runter. In hohem Tempo schneidet er eine Linkskurve, da kommt ihm ein Fiat entgegen. Frontalzusammenstoß! Der Nordmeister im Vierer-Mannschaftsfahren der Junioren fliegt über das Auto, bleibt regungslos liegen. »Der Junge kann froh sein, daß er noch lebt«, sagt Verbandstrainer Wolfgang von Hacht.

Bienek hatte einen Schutzengel: Oliver kommt bei diesem schlimmen Unfall mit schweren Oberschenkelprellungen und Hautabschürfungen davon. »Ein Wunder«, sagt BdR-Arzt Dr. Huber, der Erste Hilfe leistete.

Können Schutzengel fliegen? Keinesfalls so hoch wie ein Sportredakteur der »Bild«-Zeitung, den hier sein blaues Wunder ereilt. Er wußte zwar, daß Oliver Bienek das Auto nur seitlich gestreift, sich beim Sturz bloß den rechten Ellbogen aufgeschürft und sich dann wieder auf das mangels Frontalzusammenstoß unbeschädigte Rad gesetzt hatte, um mit den andern zurück ins Hotel zu fahren. Aber der Redakteur hat nicht im Traum daran gedacht, daß ein wahrer Teufel Tschernenkos Himmelfahrt beobachtet haben könnte. Drei Stunden nach dem »schlimmen Unfall« saß Oliver Bienek, genannt »Olli«, schon wieder im Sattel – auf dem Weg nach Palma, neben ihm ein mitgereister Hamburger Radsportidiot: ich.

Wie freut, nach den Verzückungen so vieler Neutöner, das Zücken eines alten Degens:

Der Wink mit dem Raketen-Zaunpfahl/Ronald Reagans Werber schwärmen bündnisweit aus und rühren die Trommel für den Science-Fiction-Traum einer wasserdichten Raketenabwehr aus dem Weltraum.

Und weils so schön war, eine Zugabe:

Auf der europäischen Bühne war er eine der eindrucksvollsten Gestalten: Konstantin Karamanlis, den jetzt ein Winkelzug der griechischen Sozialisten veranlaßte, Knall auf Fall vom Amte des Staatspräsidenten zurückzutreten. Jetzt hat die Brandung den Felsen weggespült.

Er war halt nicht so wasserdicht wie die Abwehr im Weltraum, Theo.

Ein Beitrag der »Bild«-Zeitung zum Thema »Worte, die wir nicht mehr hören wollen«:

Schon wieder das schlimme Wort mit »F«. Drei Millionen NDR-Hörer trauten gestern morgen ihren Ohren nicht: Schon wieder kam bei einer Live-Sendung das »schlimme« Wort »F...ken« über den Äther. Diesmal war's ein junger Mann, der in »NDR 2 am Vormittag« viermal laut »f..., f..., f..., f...« rief. Am 25. Januar war's eine junge Frau, die sich im NDR-»Frühkurier« bei Dr. Cornelie Sonntag zum Thema »Straßenverkehr« gemeldet hatte und dreimal »f...ken« plärrte. »Wie bitte?« hatte Frau Sonntag nachgefragt, worauf das Wort noch zehnmal kam.

Ja, was denn nun: ffff oder f..kenf..kenf..kenf..ken? Und wer ruft einem dieser gschamigen Sittlichkeitsversprecher in der »Bild«-Redaktion drei- bis zehnmal W..hserW..hserW...hser zu?

Der »Spiegel«-Redakteur H. Hielscher rechnet mit den Sandinisten ab:

Wahr ist aber auch, daß die Sandinisten -.. heimliche Sehnsucht nach neuen Gefechten verspüren... Bis auf den Veteranen Borge, 54, hat keiner der neun Comandantes auch nur die Midlife Crisis erreicht.

Bei allem Sinn für Jux und Tollerei eines um Originalität ringenden Lohnschreibers – hier hört mein Spaß an launigen Erwiderungen auf. Da schmiert einer eine Spesenrechnung mit anderer Leute Blut.